

Die Familie Gogo.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Sechster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Kieger & Sattler.

1845.

Die Familie Wagner.

von

Paul Wagner

Leipzig

von

Dr. Heinrich Wagner

Leipzig

Leipzig

Verlag von Neumann, Neuberger & Leubner.

1875.

Erstes Kapitel.

Die Brautwerbung.

Am Tage nach diesem merkwürdigen Abend hatten sich Madame St. Godibert und ihr Mann noch nicht von ihrer Wuth darüber, daß man sie zu der öffentlichen Vorstellung ihrer Nichte gezwungen hatte, erholt.

Was Frau Mondigo anbelangt, so hatte sie beim Weggehen ihrer Schwägerin erklärt, sie werde keinen Fuß mehr in das Haus setzen, so lange die Person da sei.

Im ersten Augenblick hatte Angelika ausgerufen: „Man muß dieses junge Mädchen zu ihrem Vater heim schicken und ihr unser Haus auf immer verbieten.“

„Ja,“ sagte St. Godibert, „ja, schicken wir sie fort.“

Aber gleich darauf kräht sich der Banquier hinter dem Ohr, sieht seine Frau an und redet weiter: „Was hilft uns aber jetzt das Fortschicken? Gesehen hat man sie doch schon und wenn man sie nicht mehr sieht, so werden Alle, die für sie schwärmen, uns täglich fragen, was aus ihr geworden sei! Dieser Better Brouillard, der so boshaft ist wie ein roth-

haariger Esel, wird nicht ermangeln, überall auszustreuen, wir haben unsere Nichte schönede davongesagt, wir haben uns geweigert, für sie zu sorgen... man wird uns in die Mitte nehmen und steinigen."

"Das ist wahr," sagte Angelika, "und ich sehe ein, daß wir sie behalten müssen; aber bei der ersten Gelegenheit, sie unterzubringen, wollen wir uns jedenfalls ihrer entledigen."

"Das ist ganz meine Ansicht."

"Und den kleinen Leichtsinn fragt man gar nicht darum."

"Das wäre sehr überflüssig!"

"Ich sage: Leichtsinn, weil, trotz ihrer niedergeschlagenen Augen und ihrer heiligen Miene, Zifine von ihr behauptet, sie sei nicht besser als eine Andere... sie mache Massematten und kenne junge Pariser Herren!"

"Wahrlich! wenn ich davon einen Beweis hätte, o, dann jagte ich sie öffentlich aus meinem Hause!"

"Bis jetzt sind es nur Vermuthungen, aber Zifine ist gewandt, und wenn Etwas dahinter steckt, so wird sie es herausbringen."

Die Gegenwart eines hübschen Frauenzimmers ist immer das beste Mittel, viele Männer in ein Haus zu ziehen. Rosa = Maria's Vorstellung in der Abendgesellschaft ihres Oheims hat Aufsehen gemacht. Jedermann spricht von dem kleinen Landmädchen: die Männer, um dasselbe zu rühmen, die Frauenzimmer, um es zu kritisiren; wer Rosa nicht gesehen hat, wünscht sie kennen zu lernen; wer sie in dem

Abendcirkel bemerkt hat, möchte sie wieder sehen. Madame St. Godibert erhält zahllose Besuche und man redet ihr ohne Unterlaß von ihrer Nichte, weshalb sie unvergängliches Kopfsweh und schauerliche Launen hat.

Doch unter allen emfigen Besuchern ist der emfigste Herr Roquet. Selten vergeht ein Tag, ohne daß er bei Madame St. Godibert erscheint, und da man jetzt die Thüre des Seitenstübchens, worin Rosa-Maria arbeitet, nicht mehr beschließt, so verfehlt Herr Roquet nicht, auch ihr seine Huldigungen darzubringen; am Abend stellt er sich wieder ein und versucht sie noch ein Mal zu sehen: ist dann die kleine Nichte nicht da, so wird er traurig, thut kaum den Mund auf und stößt Seufzer aus, daß Madame St. Godibert ihn gar zu gerne mauschelliren möchte.

Rosa-Maria ist sehr wenig von den Complimenten, süßen Blicken und Galanterien erbaut, womit Herr Roquet sie beinahe erdrückt. Sie denkt an den jungen Maler und sehnt sich, um desto freier an ihn denken zu können, nach der Zeit zurück, wo man sie allein ließ, wo man Niemand ihr zu nahen gestattete. Jetzt aber sucht Madame St. Godibert, in der Voraussehung, daß ihre Nichte nicht lange bei ihr bleiben werde, ihre Gegenwart möglichst zu benützen und gönnt ihr keinen Augenblick Ruhe. Wenn es daher zufällig keine Nadelarbeit gibt, so beauftragt man das junge Mädchen, in allen Gemächern des Hauses zu ordnen und zu rangiren, was nöthig ist; man macht beinahe eine Haushälterin aus

ihr; endlich schickt man sie in Julians Abwesenheit mit Fifine zur Untersuchung und Zurechtlegung der Garderobe des jungen Mannes und Mamsell Fifine sorgt dafür, Rosa-Maria Alles thun zu lassen; aber sie möchte rasend werden, daß diese sich niemals beklagt, sondern ohne Widerrede thut, was man sie heißt.

Franz ist wüthend über diese Mißbrauchung Rosa-Maria's und macht sich gar nichts daraus, oft zu sagen: „Nun, Gott sei Dank! Ihre Nichte muß schön herhalten: Sie machen eine Nätherin, eine Wäscherin, einen Groom, eine Ausbürsterin... nur Geduld, Sie werden bald eine Stiefelwichserin und eine Geschirrspülerin aus ihr machen! Sie muß sich hier sehr glücklich fühlen.“

Rosa-Maria's einziger Wunsch wäre, ein Mal wieder einen kleinen Spaziergang mit Vater Savenay zu machen; aber, mangle ihm nun die Zeit oder befürchte er, sie zu stören, sie hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen. Mehr als ein Mal hat sie des Morgens die Thüre geöffnet und ist bis zur Treppe gegangen; sie stirbt vor Begierde, in das Bureau hinabzugehen und ihrem alten Freunde einen guten Tag zu wünschen; aber kaum ist sie aus ihrem Zimmer herausgetreten, als Mamsell Fifine ihre Thüre gleichfalls aufmacht, als ob sie sie hüten wollte. Dann wagt Rosa-Maria nicht, hinabzusteigen und geht traurig wieder in ihr Gemach zurück.

Endlich klopft es eines Morgens in sehr früher Stunde an Rosa-Maria's Thüre; sie hat die Stimme

des Greisen, der eines seiner Lieblingslieder summt, erkannt und öffnet sehr schnell.

„Ach, wie lange ist es, daß Sie nicht gekommen sind!“ ruft Rosa-Maria aus, als sie ihren alten Freund wieder sieht.

„Wahr, mein liebes Kind, aber nicht mein Fehler! Herr St. Godibert hat seine andern Commis ausgezankt, daß sie sich so spät auf dem Bureau einfinden: da wagte ich keinen Spaziergang mehr. Heute bin ich noch früher da, weil ich Sie durchaus sehen wollte, denn ich habe Ihnen Vieles zu sagen.“

„Mir, lieber Freund?“

„Ja, wahrhaftig... auch bin ich Jemand begegnet... Jemand, den Sie kennen... Sie wissen wohl: jenen jungen Mann von neulich.“

Rosa-Maria erröthet und erblaßt fast auf ein Mal, ihr Busen schwillt und hebt sich in eiligen Schlägen; sie ist so bewegt, daß sie kaum zu stammeln vermag: „Wie, mein guter Freund, Sie haben Herrn Leopold gesehen?“

„Ohne Zweifel.“

„Und er hat mit Ihnen gesprochen?“

„Sicherlich.“

„Aber wie ging das zu?... Er hat Sie also wieder erkannt?... Durch welchen Zufall?... Erzählen Sie mir das Alles, ich bitte Sie darum!“

„Aber, mein Gott, ich hätte es Ihnen ja schon erzählt, wenn Sie mich zum Wort kommen lassen wollten.“

„Ich schweige, mein Freund, ich schweige, aber dann reden Sie!“

„Wohlan! Es scheint, daß an selbigem Morgen dieser junge Mann, nachdem er Ihnen in den elysäischen Feldern begegnet, sich nicht ganz entfernt hatte, wie Sie damals glaubten . . . die Verliebten machen es oft so: sie scheinen zu gehen, aber sie gehen nicht ganz! Kurz, der junge Maler war uns wahrscheinlich von ferne gefolgt und sah uns Beide in dieses Haus eintreten. Seit dieser Zeit kam Herr Leopold, ohne Zweifel, weil er Sie wieder zu sehen wünschte, häufig in die Straße und pflanzte sich vor dem Hause auf . . . er brachte da ganze Stunden zu; ich, der ich ihn mehr als ein Mal wahrgenommen hatte, glaubte sogar zu bemerken, daß er mich anblickte; aber ich sagte Nichts, ich wartete, ich ahnte, wo er hinaus wollte . . . hi, hi! man ist auch jung gewesen!

„Doch sehen wir jedem Schritt entsprossen
 Mehr Blumen, als man pflücken kann;
 Sein Leben wonnevoll genießen,
 Sagt, Freunde, heißt das altern dann?“

„Ach, bester Freund, bitte, bitte!“

„Um Vergebung, ich fahre schon fort: Gestern endlich, da ich zum Essen gehen wollte, hat mich Herr Leopold sehr höflich angeredet: ‚Mein Herr, ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht die Ehre gehabt hätte, Ihnen zu begegnen, als Sie einer jungen Person den Arm gaben, welche ich kenne, nämlich Fräulein Rosa-Maria aus dem Dorfe Avon.‘ Ich antwortete ihm, daß er sich nicht irre; da fängt der arme junge Mensch auf einmal zu zittern an und bittet mich, ihn anzuhören; ich ersuche ihn, sich

zu beruhigen, mit der Versicherung, daß ich ihn recht gerne anhören werde . . . vielleicht hatte ich Unrecht, ihm das zu sagen, mein Kind?"

„O nein, nein: Sie haben wohl daran gethan, mein lieber Freund! . . . Und dann?"

„Hat er mir erzählt, wie ein Unfall ihn verhindert habe, nach Fontainebleau um die mit Ihnen verabredete Zeit zurückzukehren.“

„Es ist also nicht sein Fehler! Ach, ich wußte es gewiß.“

„Als er dann endlich in das Dorf Avon sich begab, erfuhr er von Ihrer Magd, daß Sie nach Paris abgereist seien, um daselbst zu bleiben. Dann entfernte er sich ganz kummervoll, ohne Ihren Vater zu sprechen.“

„Der arme Junge! . . . Und dann?"

„Hoffte er, Sie in Paris wieder zu finden, aber auch er suchte die Gogo's, ohne zu ahnen, daß es keine mehr gebe. Endlich . . . und das ist das Aergste! kamen junge Männer in sein Atelier, erlaubten sich Ihr verborgenes Porträt zu entschleiern und einer derselben sagte, er kenne sie . . . es scheint, daß dieß der gleiche junge Mann war, der Ihnen am ersten Abend ihrer Ankunft nachgefolgt war . . . und dieser Glende erlaubte sich, Sie zu verläumden, Dinge über Sie auszusagen, wodurch Sie für rechtschaffene Menschen ein Gegenstand der Verachtung hätten werden müssen.“

„Ach, mein Gott, mein Gott!"

„Aber beruhigen Sie sich doch, mein Kind: es

wurde mir nicht schwer, zu beweisen, daß man Sie niederträchtig verläumdet habe!... Der arme Junge! wenn Sie seine Freude, seinen Bonnettaumel gesehen hätten: er tanzte auf der Straße, er warf sich an meinen Hals, er dankte mir tausend Mal, daß ich Sie beschützt habe, dann rannte er weg wie ein Narr, indem er mir zurief, er werde jetzt denjenigen, der schlecht von Ihnen gesprochen, umbringen."

"Mein Gott!... wenn ihm ein Unglück zustieße... Sie hätten ihn zurückhalten sollen."

"Ich mochte ihm rufen, wie ich wollte, er hörte mich nicht. Ich war über die Folgen dieser Sache sehr unruhig, als ich diesen Morgen Herrn Leopold wiedersah."

"Er ist nicht verwundet?"

"Er hat diesen schlechten Tropf, der sich Richard nennt, wie es scheint, und ausgezogen ist, ohne seine Adresse zu hinterlassen, nicht wieder finden können."

"O, desto besser!"

"Dann hat mich dieser junge Maler gebeten, angefleht, mich mit einem Billet an Sie beladen zu wollen, worin er Sie um Verzeihung bittet, daß er nur einen Augenblick an Ihre Schuld glauben konnte... ich hätte freilich diesen Brief nicht annehmen sollen, ich bin ein wenig alt für einen Liebesboten, aber er war so dringend... das Billet ganz offen, und meiner Treu'..."

"Sie haben es genommen? O, danke, danke, bester Freund! Der arme junge Mann... Sie hätten

ihm so wehe gethan, wenn Sie es ablehnten. O, geben Sie, geben Sie, ich werde ganz laut lesen, denn Sie sind unser Vertrauter: wir haben kein Geheimniß vor Ihnen.“

Rosa-Maria nimmt mit bebender Hand den ihr von Vater Savenay dargebotenen Brief und liest mit bewegter Stimme:

„Mein Fräulein! Der achtungswürdige Mann, der Ihnen dieß Billet einhändig, wird Ihnen schildern, wie sehr es mich reut, daß ich neulich stumm an Ihnen vorübergegangen bin . . . wüßten Sie, wie viel ich gelitten, ich, der jeden Augenblick nur an Sie gedacht habe! Ach, verzeihen Sie und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich nie Jemand lieben werde als Sie; dann wird Leben und Glück mir wieder blühen.“

Rosa-Maria hüpfte dem Greis an den Hals und ruft aus: „Er wird nie Jemand lieben als mich . . . ach, lieber Freund, wie glücklich bin ich! Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe, daß auch ich ein Ver . . . nein, ich weiß mich nicht auszudrücken . . . muß ich ihm auch schreiben?“

„Nein, nein, das wäre nicht schicklich, diese mündliche Antwort wird ihm genügen; zudem habe ich ihm erklärt, daß ich mich mit keinem andern Brief befassen würde . . . einmal ist genug, aber seien Sie ruhig, er wird erfahren, was Sie ihm zu wissen thun wollen . . . er wird glücklich sein, sehr glücklich, und dann wollen wir sehen, was sich schicklicher Weise

thun läßt für . . . ei, du lieber Gott! da vergesse ich ja mein Bureau! . . . Die Zeit vergeht . . . adieu, mein Kind, adieu.“

„Aber nicht wahr, lieber Freund, Sie kommen bald wieder?“

„Sobald ich kann.“

„Und Sie bringen mir Nachricht von ihm?“

„Ja, ja!“

„Und Sie sagen ihm, daß wir an einem der nächsten Morgen spazieren gehen werden?“

„Ja, ja!“

Der Vater Savenay hört nicht weiter; er eilt die Stiege hinab, ohne zu bemerken, daß Mamsell Fifine den Kopf halb zu ihrer Thüre herausstreckt und den Vorgang belauscht.

Rosa-Maria ist allein in ihrer Stube zurückgeblieben; aber von diesem Augenblick an verschönert sich Alles in ihren Augen.

Wer immer erfährt, daß er von dem geliebten Gegenstand geliebt wird, und daß das Gefühl, welches sein Leben ausmacht, ein Echo gefunden hat, für den ist es aus mit Langeweile, Kummer und Widerwärtigkeit. Sein inneres Glück verbreitet sich über seine äußere Umgebung; der düsterste Aufenthalt scheint ihm heiter und bequem; die unangenehmsten Leute kommen ihm liebenswürdig vor; er sieht Alles in rosenfarbigem Licht. Das ist eine der tausend Metamorphosen, welche die Liebe schafft!

Das junge Mädchen ist daher leichter, lebhafter, heiterer zu ihrer Tante hinabgegangen: sie grüßt

dieselbe mit einem anmuthigen Lächeln; sie setzt sich mit einem Eifer ohne Gleichen an ihr Geschäft und arbeitet noch besser als gewöhnlich.

Nun erscheint an demselben Tage um vier Uhr Herr Roquet, ganz schwarz und mit äußerster Sorgfalt gekleidet, mit einer neuen Brille versehen, bei dem Banquier, und sagt der Mamsell Fifine, daß er Herrn und Frau St. Godibert zugleich sprechen möchte.

„Das trifft sich gut,“ antwortet die Kammerjungfer, „der Herr ist eben von seinem Bureau hinaufgegangen und mit Madame im Salon.“

„Dann melden Sie mich,“ sagte Roquet mit einer Wichtigkeit, worüber Mamsell Fifine lachen muß.

Das Paar St. Godibert heißt die Kammerjungfer den Herrn Roquet einführen und dieser stellt sich den Beiden mit einem Ernst, einer wichtigen Miene vor, wodurch sein Besuch einen sehr importanten Anstrich gewinnt.

„Guten Tag, mein lieber Herr Roquet,“ sagt der Banquier; „Sie wünschen mich und meine Gemahlin zu sprechen . . . wir sind immer erfreut, Sie zu sehen . . . aber hätten Sie vielleicht heute uns etwas Besonderes mitzutheilen?“

Herr Roquet, der sich auf seine Rede vorbereitet hat, schluckt seinen Speichel hinab und beginnt: „Mein Herr und Madame! Ich werde mit der Freiheit eines freien Mannes auf meinen Zweck hinsteuern . . . hm! hm! Ich bin Junggeselle, anders ausgedrückt: Cölebatär; ich habe siebentausend Fran-

ken Rente, rund und sicher, und ein schönes Mobilien
 ... ich habe unendlich viel Einmenzeug ... bis daher
 hatte ich nie an's Heirathen gedacht, obgleich es mir
 gewiß, wenn ich gewollt hätte, das können Sie den-
 ken, nicht an Gelegenheiten gefehlt hätte ... weil ein
 Mann, der siebentausend Franken Rente Einkommen
 hat und nicht unangenehm von Person ist ... ich
 sage das nicht zum Eigenlobe, aber ... kurz, man kennt
 sich und es ist nicht verboten ... ich bin gewiß, daß
 Sie meiner Ansicht sind ..."

"Ich verstehe," antwortet Herr St. Godibert, der
 noch nicht ahnt, wo Herr Roquet hinaus will.

Angelika dagegen antwortet ungeduldig: "So
 kommen Sie doch zum Zweck, Herr Roquet."

"Ich komme, schöne Dame ... folglich bin ich
 eine sehr annehmbare Partie nach Vermögen und
 Leibesbeschaffenheit und Alter ... ich gebe zu, daß
 ich nicht mehr in der ersten Jugend stehe, aber im-
 merhin in einem gefälligen Alter ... wohlan: ich
 komme heute, das Alles Ihrer hübschen Rechte zu
 Füßen zu legen und bei Ihnen um die Hand der
 Fräulein Rosa-Maria anzuhalten."

Die beiden Ehegatten scheinen vom Schlage ge-
 rührt; sie schauen Roquet, sie schauen sich selber an;
 am Ende sagt Herr St. Godibert: "Um die Hand
 der Kleinen ... wie, Herr Roquet, Sie reden im
 Ernste? Es ist kein Scherz? Sie wollen Rosa-Maria
 heirathen?"

"Ich wünsche es sehr ernsthaft, ich wünsche es
 sogar leidenschaftlich."

„Aber haben Sie auch wohl überlegt, Herr Roquet,“ sagte Angelika, „haben Sie auch die Folgen Ihres Gesuchs reiflich erwogen?“

„Die Folgen? das wird wohl die Heirath sein, wenn Sie einwilligen; ich verberge Ihnen nicht, daß ich in Fräulein Rosa-Maria verliebt bin zum Tollwerden! Ich war schon ziemlich oft verliebt während meiner galanten Laufbahn, hi, hi! aber niemals so ... ich wage sogar zu behaupten, daß diese und jene Liebe einander gar nicht gleich ist!“

Herr St. Godibert fragt seine Frau mit den Augen um Rath und antwortet zögernd: „Mein theurer Herr Roquet, gewiß, Ihr Anerbieten ist nicht gering zu achten, aber vielleicht haben Sie gedacht, dieses junge Mädchen, welches zufällig ... unsere Nichte ist, das heißt ... mit einem Wort, ich muß Sie in Kenntniß setzen, daß es kein Vermögen hat und was mich als Oheim betrifft, so kann ich durchaus Nichts für dasselbe thun, dieweil wir einen Sohn haben; nicht wahr, Angelika?“

„Ja freilich, wir haben einen Sohn, und zudem sind wir noch zu jung, um uns für Andere zu berauben.“

„Ich begehre Nichts!“ ruft Roquet, sich emporrichtend und seine Brille zurecht setzend, aus; „ich will nur den Besitz der reizenden Rosa-Maria: mit siebentausend Franken Einkommen, wenn man kein Kind mehr ist, glaube ich, kann man schon vorwärts kommen.“

„Gewiß, man kann sogar sehr gut vorwärts kommen,“ antwortet St. Godibert mit aufdämmern-

dem Angesicht, „aber, mein guter Roquet, es ist . . . es muß noch bemerkt werden, daß Rosa-Maria's Vater . . . mein zufälliger, entfernter Bruder . . . nicht todt ist.“

„Ich weiß: er ist Landwirth im Dorfe Avon bei Fontainebleau.“

„Wie wissen Sie das?“ fragt das erröthende Paar.

„Ganz einfach: Fräulein Rosa hat es mir selbst gesagt, als ich ihr im Walde von Fontainebleau begegnete. O, ich hatte kein einziges ihrer Worte verloren . . . mein Herz schlug schon für sie.“

„Nun denn, wenn Sie das wissen, so brauchen wir es Ihnen nicht mitzutheilen. Nur bemerken Sie noch, daß ihr Vater sich . . . Gogo nennt, ein Name, den er durchaus beibehalten wollte, während ich und mein Bruder Mondigo andere tragen, und Sie begreifen: wir wollen nicht mehr so genannt sein . . . es wäre sogar nicht mehr möglich.“

Herr Roquet ergreift die Hand des Banquiers, drückt sie ihm mit Macht und ruft aus: „Mein theurer Herr St. Godibert, ich werde selbst sehr geschmeichelt sein, daß die Oheime meiner Frau so ausgezeichnete Namen tragen; lassen Sie mich nur Ihre hübsche Nichte heirathen und ich werde mir stets ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machen, mich in allen Stücken nach Ihrem Muster zu richten.“

„Dann sehe ich kein Hinderniß,“ antwortet St. Godibert, die Hand des Herrn Roquet schüttelnd.

„Das will besagen,“ fällt Angelika ein, „daß

„Sie fortan die Sache als abgemacht betrachten können!“

„Ach, mein Freund, ach, meine theure Frau von St. Godibert, wie vergnügt bin ich!“

Und in seiner Freude hüpfet Herr Noquet seinem künftigen Oheim an den Hals, eilt dann auf Madame zu, welche er in seiner Verwirrung auf die Nase küßt, was ihn jedoch nicht verhindert, sofort in dem Zimmer umherzutanzten und zu wiederholen:

„Ach Gott, wie zufrieden bin ich!“

„Mir scheint indeß, daß Fräulein Rosa-Maria es auch sein darf,“ sagt Angelika, indem sie ihre Nase abwischt, auf welcher Noquet die Spuren seiner Freude hinterlassen hat. „Eine so schöne Parthie, wie Sie sind, zu finden... wahrhaftig, das kleine Mädchen hat einen glücklichen Stern! Konnte sie das hoffen?“

„Meiner Treu’, ich finde nun,“ sagte St. Godibert, „daß ihr Vater gut gethan hat, sie nach Paris zu schicken.“

„Ach, ihr Vater... seine Einwilligung wird mir doch auch vonnöthen sein; soll ich mich zu ihm begeben?“

„Das ist unnöthig: ich hole sie schriftlich von ihm ein!... Alle Wetter! er wird sich wohl vor einem Korbe hüten, wenn ich ihm sage, welche Parthie Sie sind; der arme Mann wird entzückt, wird bezaubert sein!“

„O, Sie erdrücken mich mit Angenehmem! Was Fräulein Rosa-Maria anbelangt: glauben Sie, daß diese mir gleichfalls günstig sein wird?“

„Das wollte ich sehen, daß sie sich weigerte,“
schreit Angelika. „Sie müßte ja völlig den Kopf
verloren haben . . . ein Gemahl wie Sie, hübsches
Vermögen . . . ausgezeichneter Mann . . . stolzes Neu-
feres!“

„Ach, Frau von St. Godibert!“

„Ich wiederhole, sie wird ganz entzückt sein;
übrigens muß sie eine Vorahnung von ihrem Glück
gehabt haben, denn heute war sie so aufgeräumt,
so heiter . . . aha, Verführer, Sie müssen ihr Etwas
zugeflüstert haben!“

„Nein, durchaus nichts mit dem Munde, auf
Ehrenwort, aber mit den Augen . . . o, mit den Au-
gen habe ich ihr viel gesagt.“

„Kurz und gut, Herr Roquet, von jetzt an haben
Sie ein Recht, ihr den Hof zu machen.“

„Werde nicht ermangeln, schöne Dame.“

„Speisen Sie mit uns, um diesen Tag zu feiern!
Wir haben gerade Herrn Candrillon, Herrn Dernefty
und den Major.“

„Ich kann nicht, ich bin versagt; aber heute
Abend werde ich mich bald frei zu machen suchen.
Bis dahin sagen Sie Ihrer Fräulein Nichts Nichts: es
wird mir wohlthun, ihr zuerst meine Absichten zu
erklären; ich möchte mich an Ihrer Verwirrung wei-
den, ich liebe das sehr bei den Frauenzimmern.“

„Wie's beliebt, theurer Freund, also heute Abend!“

„Heute Abend, meine zukünftigen Verwandten!
Herr und Frau von St. Godibert, ich empfehle mich
hochachtungsvoll.“

Roquet entfernt sich voll Entzücken.
 „Er ist recht artig,“ sagte Angelika, durch das
 von des künftigen Neffen gewonnen, „und man
 muß gestehen, daß die Kleine mehr Glück hat als
 Ber... dienst.“

„Je nun,“ sagt St. Godibert, „sobald es Herrn
 Roquet recht ist, kann es mir zwei Mal recht sein:
 meine Nichte ist dann vorzüglich untergebracht, es
 kostet mich Nichts und doch wird man immer sagen,
 daß sie es uns verdanke. Da fällt mir ein, wir
 haben heute Gesellschaft... Rosa-Maria wird heute
 mit uns speisen.“

„O, da sie Madame Roquet werden soll, so sehe
 ich nichts Unpassendes mehr darin.“

Rosa-Maria ist sehr überrascht, wie sie sieht, daß
 ihre Tante nach der Zurückkehr sie mit einem beinahe
 lebenswürdigen Lächeln ansieht und weit sanfter an-
 spricht als gewöhnlich. Eine Weile darauf, als sie
 ihr Etwas zeigen wollte, nannte die stolze Angelika
 sie statt ‚Mademoiselle‘ sogar ‚meine Nichte‘, was
 ihr noch nie begegnet war.

Dankbar nimmt das arme Mädchen diese Zeichen
 von Güte an, aber ihr Erstaunen wächst noch, als
 Madame St. Godibert ihr sagt: „Wir haben heute
 zwar einige Personen bei Tisch, aber Sie speisen mit
 uns. Ziehen Sie sich ein wenig an und kommen Sie
 dann gleich herab.“

Rosa-Maria gehorcht ihrer Tante und besinnt sich,
 woher solche Veränderung in dem Betragen gegen
 sie stammen könne; da sie aber ein gutes, gefühl-

volles Herz hat, so setzt sie voraus, ihre Verwandten haben die Vorurtheile gegen sie aufgegeben und gibt innerlich ihrem Vetter Friedrich Recht in seiner Behauptung, daß man sie am Ende lieben werde.

Noch frischer, hübscher, mehr durch natürlichen Reiz als durch ihre einfache Toilette schön, kommt Rosa an die Tafel herab. Die Freude, welche ihr diesen Morgen zu Theil ward, hat einen neuen Strahl über ihr Gesicht verbreitet, denn Nichts verschönert so wie das Glück. Als St. Godibert seine Nichte sieht, kneipt er sie in's Kinn und sagt: „Nu, nu, allerdings, wir sind wundernett und ich begreife wohl, daß... ja, ja, ich begreife.“

Rosa-Maria begreift nicht, was ihr Oheim sagen will, aber sie bedankt sich mit einem reizenden Lächeln für die Zeichen der Freundlichkeit, deren er sie würdigte.

Herr Candrillon und der Major Krauteberg treffen pünktlich zur Stunde der Mahlzeit ein. Julian erscheint auch bald und ist ganz erstaunt, als er seine liebliche Cousine bemerkt. Er gratulirt ihr zu dieser Veränderung und Rosa-Maria antwortet: „O, jetzt sind Ihre Eltern sehr gut gegen mich und ich bin sehr zufrieden, denn ich glaube, daß sie mich ein wenig lieben.“

„Ah, ah, wir sollen mit der hübschen kleinen Nichte zu Mittag essen!“ ruft Herr Candrillon aus, indem er Rosa-Maria in den Arm kneipt; „desto besser, ich liebe die hübschen Frauenzimmer! Mord-element! wenn ich Zeit hätte, so wollte ich mir ein

ganzes Sarent einthun; aber ich habe keine Zeit dazu!"

Der Major Krauteberg macht vor Rosa = Maria eine tiefe Verbeugung und öffnet den Mund, als wolle er ihr etwas Schönes sagen; bemerkend jedoch, daß ihn Angelika ansieht, geht er mit offenem Munde zu ihr hin und richtet an sie das Compliment, das er ihrer Nichte zugedacht hatte.

Man wartete nur noch auf Derneſty. Da er seit einiger Zeit bei St. Godiberts seltener wurde, so hatte Madame, welche wegen seines hochadeligen Wesens viel auf ihn hielt, ihren Mann zu einer Einladung an ihn veranlaßt, und da er diese nicht ausgeschlagen hatte, so zählte man auf sein Erscheinen.

Endlich langt der junge Mann an und entschuldigt sich über sein langes Ausbleiben mit zahlreichen Geschäften. Er sagt der Hausherrin einige Complimente und läßt seine Blicke wohlgefällig auf der hübschen Nichte ruhen.

„Man sieht Sie nicht mehr, Herr Derneſty,“ sagt Angelika, „Sie vernachlässigen uns grausam: das ist sehr übel.“

„Aber keineswegs meine Schuld,“ schöne Dame: seit einiger Zeit bin ich so sehr von Geschäften niedergedrückt, daß ich keine Minute mehr für mein Vergnügen übrig habe.“

„In was macht denn dieser Herr?“ fragte Candrillon seinen Freund St. Godibert leise.

„Er spekulirt, glaube ich, mit Renten... er spielt an der Börse... aber er spielt sehr gut.“

Der Capitalist macht eine leichte Kopfbewegung, welche Zweifel ausdrückt, und erwiedert: „Ich habe ihn nur ein Mal an der Börse gesehen... und was man mir von ihm sagte... hm! doch man kann sich irren.“

„Was hat man Ihnen gesagt?“

„Ich mag nicht Dinge wiederholen, welche Jemand schaden können, besonders wenn ich meiner Sache nicht gewiß bin. Ist Ihnen dieser schöne Herr Geld schuldig?“

„Nein.“

„Dann nehmen Sie an, ich habe Nichts gesagt.“

Die Meldung, daß aufgetragen sei, unterbricht dieses Gespräch.

Der Major Krauteberg als stets getreuer Ritter der Frau St. Godibert beeilt sich ihr die Hand anzubieten und sie in den Speisesaal zu führen. Julian und Derneſty gehen auf Rosa-Maria zu, aber Candrillon ist ihnen zuvor gekommen; er nimmt den Arm des jungen Mädchens unter den seinigen und ruft aus: „Ei, ei, meine Herren, ich war flinker als Sie! Ich war aber schon darauf gefaßt, daß Sie mir diesen kostbaren Schatz rauben würden.“

Damit geht der dicke Herr, Rosa-Maria am Arm, in den Speisesaal. Die beiden jungen Männer sehen sich einen Augenblick erstaunt an: Julian hat die Farbe gewechselt, Derneſty jedoch faßt sich schnell wieder und stößt den Sohn des Hauses an, indem er ihm zuflüstert: „Sie sind ein getauftes Hühnchen.“

Dann eilt er in den Speisesaal, indem er ausruft: „Ich erkläre, daß ich einen Jägerappetit habe.“

Rosa-Maria benimmt sich anfangs schüchtern, da sie an der Tafel unbekannte Personen findet, aber Herr Candrillon ist sehr liebenswürdig gegen sie und seine Heiterkeit, seine Gewandtheit beleben das Mahl. Derneſty will auch liebenswürdig sein, aber sein Witz ist Spott und kein Frohsinn. Julian sieht seine Base häufig an und begreift die Veränderung im Betragen seiner Eltern gegen das junge Mädchen nicht. Der Major Krauteberg verhält sich beinahe stumm, ist aber für Bier, indem er, was man sagt, bloß durch eine Geberde billigt, welche seine Kinnlade nicht in ihrem Dienste stört.

Madame St. Godibert, indem sie mit Derneſty kokettirt, befragt ihn nach Herrn Richard, den sie schon lange nicht mehr sieht.

„Ich weiß nicht, Madame, was aus ihm wird,“ antwortet Derneſty. „Er ist, glaube ich, ausgezogen, aber ich begegne ihm nirgends.“

Bei dem Namen Richard horcht Rosa-Maria auf, denn derselbe erinnert sie an die Schändlichkeit, die man gegen sie begangen; da man jedoch nicht weiter von ihm redet, so dünkt ihr, das müsse ein Anderer sein, denn in guter Gesellschaft würde man einen solchen Menschen nicht dulden. Das naive Kind wußte freilich nicht, wie leicht es Spitzbuben wird, sich unter ehrliche Leute einzuschleichen.

Man steht vom Tisch auf. Herr Candrillon, ent-

zückt von der Haltung und Anständigkeit Rosa-Maria's, klopft Herrn St. Godibert auf den Bauch, indem er sagt: „Sapperlott! mein lieber Freund, Sie haben da ein hübsches Nichtchen; man muß sie artig verheirathen.“

„Ich habe bereits daran gedacht,“ antwortet händereibend der Banquier.

„Ei, noch Etwas,“ fährt der dicke Capitalist fort, „mein alter Freund, mein Papa Savenay, Sie haben ihn, denke ich, auf Ihrem Bureau untergebracht?“

„Ja wohl, ich habe ihn angestellt.“

„Das freut mich. Hätte ich eher daran gedacht, so wäre es mir lieb gewesen, diesem wackern Mann ein freundschaftliches Wort zu sagen.“

Herr St. Godibert, der heute besonders gut gelaunt und gefällig ist, erwiedert: „Wenn es Ihnen angenehm ist, so können Sie ihn noch sprechen: es war heute ein pressantes Geschäft abzumachen und meine Commis mußten wiederkommen. Ich werde gleich nachfragen lassen, ob der alte Savenay noch da ist und dann soll er eine Weile heraufkommen.“

„Bei Gott, das würde mich freuen.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden jungen Leute zu Rosa-Maria getreten und überhäuften sie mit Artigkeiten, worüber sie nicht das geringste Vergnügen empfand. Es wurde ihr dabei sogar beinahe ängstlich zu Muth; sie sah sich im Salon um, ob ihr nicht Jemand zu Hülfe kommen möchte. Aber Madame St. Godibert hörte dem Major zu, der den Schnitt

ihres Kleides lobte, und bekümmerte sich keineswegs um ihre Nichte.

Inzwischen, da St. Godibert für einen Augenblick hinausgegangen war, näherte sich Candrillon den jungen Männern mit der Aufforderung: „Auf, meine Herren, zu einer Parthie Écarté, ich kenne sonst kein Spiel; ich habe fünfzehn Napoleons zu verlieren: wer ist mein Mann?“

„Ich spiele mit Ihnen,“ sagt Derneſty.

„Und ich,“ sagt Julian, „wette für Dich.“

Die drei Männer gehen an einen Spieltisch. Candrillon und Derneſty beginnen die Parthie und Julian, der auf seinen Freund hält, ſetzt ſich an ſeine Seite.

Schon hat Candrillon drei Napoleons verloren, als St. Godibert mit Vater Savenay in den Salon zurückkehrt. Die beiden jungen Männer fahren zuſammen; der dicke Capitaliſt ruft aus: „Ei, da iſt ja mein alter Freund; kommen Sie doch, alter Papa... geht's immer gut mit der Geſundheit?... Er hat ein prächtiges Ausſehen.“

Der eintretende Greis empfiehlt ſich der ganzen Geſellſchaft. Erſtaunen und Freude malen ſich auf ſeinem Angeſicht, als er Roſa-Maria gewahr wird, die ihm hold zulächelt.

„Ah, ah, alter Kamerad,“ fährt Candrillon fort, „es ſcheint, wir kennen das hübsche Nichtenchen unſeres Freundes?“

„Ja, ich habe die Ehre, Herr Candrillon. ... es iſt ein herrliches Geſchöpf und ich bin doppelt glücklich, da ich ſie hier ſehe.“

„Bliß! sie ist hier in guten Händen: ihr Oheim wird sie verheirathen, ausstatten...“

„Das ist meine Absicht,“ antwortet der Banquier mit gewichtiger Miene.

„Ach, mein Herr, ich danke Ihnen für Alles, was Sie an diesem lieben Kinde thun werden,“ fährt der Greis fort, „sie verdient es, und das freut mich.“

„Und woher kennen Sie die Nichte von St. Godibert, mein Alter?“

Vater Savenay erinnert sich, daß er sie nicht als das junge Mädchen bezeichnen darf, welches ihre Oheime Gogo suchte. Er zögert einen Augenblick und sagt endlich, indem er sich geheimnißvoller Weise dem Spieltische nähert: „Wenn Sie wüßten, in welcher Lage sich die Kleine um meinetwillen befand... meine Schuld war es nicht... aber es konnte ihr sehr zum Unglück ausschlagen.“

„Schaut, schaut, Vater Savenay, erzählen Sie uns doch das.“

Der Greis neigt sich über den Tisch und sagt halblaut: „Sie hat es nie Jemand anvertraut... ihr Vater fürchtete, wenn ihre Mitwissenschaft verlautete, so könnte sie in Gefahren gerathen. Aber hier, unter uns, darf ich Ihnen das wohl erzählen.“

Die beiden jungen Männer sind sehr betroffen und beben unwillkürlich, ohne zu wissen, was der Greis sagen will. Herr Candrillon fällt ein: „Vollenden Sie doch, Vater Savenay; wenn es ein Geheimniß ist, so werden wir es wohl zu bewahren wissen.“

„Nun denn: Als ich in dem Wald von Fontaine-

bleau angegriffen und beraubt wurde, war Fräulein Rosa-Maria zufällig zugegen: sie ging des Weges, gerieth in Furcht und verbarg sich glücklich. Aber sie hat meine beiden Räuber gesehen..."

"Sie hat sie gesehen!" ruft Derneſty, von einer innern Gewalt getrieben, aus.

Statt zu antworten, hält Vater Savenay inne; diese Stimme, die er gehört hat, scheint einen seltsamen Eindruck auf ihn zu machen. Doch diese Sensation geht schnell vorüber und er fährt fort: "Ja, sie hat sie gesehen, aber doch so gut als nicht gesehen: ihr Gesicht scheint schwarz angestrichen gewesen zu sein und Stülpmützen verbargen ihre Augen. Uebrigens vertraute sie mir, daß sie die Beiden für keine gewöhnlichen Räuber halte, sondern für verlarvte junge Herren: sie waren sehr elegant gestiefelt und behandschuht."

"Wie schade, daß sie ihr Gesicht nicht sah," ruft St. Godibert, "sie hätte vielleicht eines Tages Ihre Räuber wieder erkannt."

Condriſſon sagt Nichts: er betrachtet den jungen Julian, dessen Angesicht schrecklich entstellt ist.

"Reden Sie nicht davon, meine Herren," fällt Vater Savenay ein; "Fräulein Rosa-Maria würde mich auszanken, wenn sie erführe, daß ich dieses Abenteuer erzählt habe ... doch da kommen Leute ... guten Abend, Herr Candriſſon; meine Herren, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen; Fräulein Rosa-Maria spricht mit ihrer Tante, ich will sie nicht hören."

Damit geht der alte Savenay aus dem Salon. Schon kommen mehrere Personen an und Herr St. Godibert empfängt sie als Hausherr.

„Nun, wie! spielen wir nicht mehr?“ nimmt Derneſty das Wort, als der Greis sich entfernt hat.

„Aber es scheint, Ihr Affocié verläßt Sie,“ sagt Candrillon, auf den wegeilenden Julian deutend.

„Ah ja, er geht: ich glaube, er hatte ein Stelldichein auf diesen Abend ausgemacht; doch ich kann das Spiel wohl allein zu Ende bringen.“

Herr Candrillon spielt und redet Nichts mehr; er scheint mit der Beendigung der Parthie zu eilen. Bald hat er sein Geld verloren; jetzt steht er auf und setzt sich in eine Ecke des Salons. Derneſty macht einige Gänge in dem Zimmer, nähert sich aber Rosa-Maria nicht mehr. Nach einiger Zeit schießt er sich zum Weggehen an, als Friedrich anlangt. Dieser hält ihn auf, indem er sagt: „Wo rennen wir denn hin?“

„Ich verschwinde, lieber Freund: ich habe heute Abend ein Stelldichein, bei dem ich nicht fehlen darf; aber ich will mich ungesehen verabschieden.“

„O, schon gut, ganz nach Belieben... aber ist es wahr, daß mein Bäschen hier ist?“

„Ja, ja, sehen Sie, dort sitzt sie...“ und Derneſty entfernt sich, während Friedrich an Rosa-Maria's Seite Platz nimmt. Diese theilt ihm die glückliche Veränderung in dem Betragen ihrer Verwandten mit und schildert ihm die Freundschaft und das Wohlwollen, womit sie jetzt behandelt wird.

„Ich sagte Ihnen ja, daß sie Sie am Ende lieben würden,“ ruft Friedrich aus. „Ist es denn anders möglich? Sie sind so artig, so liebenswürdig, so ... sehen Sie, mein Bäschen, ich liebe Sie wie ein Narr!“

„Und ich Sie wie eine Schwester,“ sagt Rosa-Maria, Friedrich die Hand reichend, welcher antwortet: „In Gottes Namen! Ich sehe, daß wir aus der schwesterlichen Liebe nicht herauskommen; ich hätte freilich etwas Besseres gewünscht. Wenn ich mich nun aber einmal mit Ihrer Freundschaft begnügen soll, so muß es mir auch so recht sein ... alle Wetter! da ruft mir meine Tante schon wieder. Wenn ich doch Nichts als Ihr Bruder bin, so sollte man mich doch in's Teufels Namen mit Ihnen schwätzen lassen.“

Angelika wollte ihren Neffen von Rosa-Maria entfernen, weil eben Herr Roquet, gepuht, parfümirt, aufs Eleganteste aufgestuht, angelangt ist. Nach ein Paar Worten an Madame St. Godibert und ihren Gatten setzt er sich sofort neben Rosa-Maria. Zuerst setzt er seine Brille auf der Nase zurecht, dann spricht er zu dem jungen Mädchen: „Mein Fräulein, ich habe Ihnen eine sehr interessante Neuigkeit mitzutheilen.“

„Mir, mein Herr?“

„Ja, mein Fräulein, ich schmeichle mir, daß Sie die Freude über dieselbe mit mir theilen werden!“

„Wenn es Etwas ist, das Ihnen Vergnügen macht, mein Herr, so nehme auch ich Antheil daran.“

„Ach, wie gut Sie sind ... o, wie unausstehlich!“

... ich habe eine neue Brille: sie hält nicht, glischt immer ... reizende Rosa-Maria, was ich Ihnen zu sagen im Begriffe bin, haben Sie vielleicht bereits geahnt, Sie haben in meinen Augen gelesen... geh' zum Kuckuk! da liegst du auf dem Boden..."

Das junge Mädchen hebt die Brille auf, -bietet sie Herrn Roquet und sagt: „Ich habe gar Nichts gelesen, mein Herr, und ahne nicht..."

„Ach, ich glaubte ... ich habe nämlich seit jenem Tage, wo ich Ihnen im Walde von Fontainebleau begegnet bin, Sie keinen Augenblick vergessen; Sie hatten auf mich einen Eindruck gemacht... und wäre mein Beinkleid nicht zerrissen gewesen... gewiß, dann wären wir weiter gekommen, aber wenn man im Gehen gehindert ist, so kann man einem hübschen Frauenzimmer schwerlich nachlaufen..."

„Mein Herr, in welcher Beziehung steht das Alles zu der Neuigkeit, die Sie mir sagen wollten?"

„Verzeihung! ich machte einen Umweg; ja, schöne Rosa-Maria, meine Liebe bildete einen Ellenbogen, um sich nicht allzu schnurstracks und barsch zu erklären."

„Ihre Liebe, mein Herr?"

„Ist anständig und rechtlich, mein Fräulein... mit einem Wort: ich strebe nach dem Titel Ihres Gatten. Diesen Morgen habe ich meine Absichten Ihrem Herrn Oheim und Ihrer Frau Tante erklärt, welche dieselben gebilligt und mich ermächtigt haben, sie Ihnen mitzutheilen, beifügend, daß Sie sogleich Ihrem Herrn Vater schreiben sollten und ich unsere Heirath als eine abgemachte Sache betrachten könne."

Rosa=Maria ist nicht im Stande zu antworten; sie traut ihren Ohren nicht, sie glaubt zu träumen und ist so sehr von dem Gehörten angegriffen, daß ihr das Wort im Munde stockt.

Herr Roquet, der ihre Verwirrung bemerkt, legt sie zu seinen Gunsten aus und sagt, ihre Hand fassend: „Wie sehr rührt mich Ihre Bewegung, o, liebenswürdiges Mädchen, wie sehr erhöht sie mein Glück! Welche süße Vereinigung werden wir bilden! wie fügt sich Alles so schön zusammen! wie werde ich... rutsch, schon wieder auf dem Boden... dieses Exemplar behalte ich nicht.“

Aber während Herr Roquet seine Brille aufhebt, antwortet Rosa=Maria, die sich von ihrem ersten Staunen ein wenig gefaßt hat, mit sehr artigem, aber entschlossenen Tone: „Mein Herr, Ihr freundliches Anerbieten kann mich nur ehren, die Güte, womit Sie auf ein armes Mädchen Ihre Blicke wenden, nur rühren, aber ich danke Ihnen... ich kann nicht einwilligen... ich denke an keine Heirath.“

„Sie können nicht einwilligen?“ ruft Roquet aus; „aber, schöne Rosa, Sie sind zu bescheiden... da es eine abgemachte, mit Ihren Verwandten festgesetzte Sache ist, so werde ich Ihr Gatte sein, um so mehr... ah, jetzt hält sie, glaube ich... um so mehr, als mein Vermögen zureicht und ich Sie ohne Mitgift nehme... ich habe meine Häckchen hinter den Ohren... ich nehme Sie!“

„Mein Herr, ich wiederhole Ihnen, daß ich mich bedanke, mich sehr geehrt fühle, aber nicht Ihre Frau sein werde.“

Herr Roquet beginnt zu bemerken, daß das junge Mädchen nicht so entzückt ist, als er anfänglich geglaubt hatte. Nach weiteren vergeblichen Versuchen, Rosa's Widerstand zu besiegen, steht der Brautwerber auf, geht zu Angelika und sagt ganz bestürzt zu ihr: „Ihre Nichte schlägt mich aus... sie will mich nicht heirathen!“

„Sie schlägt Sie aus? Ha, das ist ein wenig stark!“ grollt Madame St. Godibert, indem sie dem jungen Mädchen einen zürnenden Blick zuwirft.

„Auch ich finde es sehr außerordentlich; aber es ist so.“

„Nein doch: es ist unmöglich! Uebrigens haben wir erklärt, daß diese Heirath uns zusage, und ich wiederhole, daß sie stattfinden muß. Braucht man denn diese jungen Mädchen um Rath zu fragen?“

„Was gibt es denn?“ fragt St. Godibert, zu seiner Frau tretend.

„Nichts, als daß der Backfisch Rosa-Maria Herrn Roquet zu erklären wagte, sie bedanke sich und wolle ihn nicht.“

Herr St. Godibert schneuzt sich entrüstet und schreit: „So, das hat sie gesagt, während sie vor Freude an die Decke springen und vor Jubel toll werden sollte? ... Doch lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, mein lieber Roquet. Sie wissen, wir sind die Herren: gleich morgen schreibe ich an ihren Vater, ich verspreche Ihnen seine Einwilligung... diese Heirath wird sich machen, sie ist unwiderruflich bestimmt ... und was die Kleine betrifft, so schwächt sie heute

Abend so; aber ich wette, nach einigem Nachdenken wird sie ganz gehorsam sein und sogar einsehen, daß es sich um ihr Glück handelt."

"Sie gießen mir Balsam, mein lieber Herr von St. Godibert; ich verlasse mich gänzlich auf Sie."

"Seien Sie ruhig, Sie werden unsere Richte heirathen."

Der Rest des Abends verstreicht, ohne daß Roquet es wieder wagt, Rosa-Maria mit seiner Liebe zu behelligen; er begnügt sich, in ihrer Nähe zu sitzen und sie ohne Unterbrechung anzusehen oder seine Brille zurecht zu machen.

Diese Traurigkeit, völlige Bestürzung hat das junge Mädchen ergriffen, seitdem sie erfahren, was man mit ihr vor hat. Gern möchte sie es Friedrich erzählen, aber ihre Tante bewacht und verhindert sie daran.

Endlich bricht Alles auf. Friedrich scheint betroffen über den traurigen Blick, den ihm seine Base zuwirft; er möchte sie gerne um die Ursache fragen, aber man beobachtet sie auf's Strengste. Er muß, ohne Etwas zu erfahren, weggehen.

Was Roquet betrifft, so gibt ihm, wie er Rosa-Maria gute Nacht sagen will, Angelika den Rath: "Küssen Sie ihr die Hand, mein lieber Roquet, Sie haben das Recht dazu: man darf die Hand seiner Zukünftigen küssen."

"Wie, Madame?" stammelt Rosa bestürzt.

"Wohlan, Herr Roquet, küssen Sie doch, küssen Sie geschwind!"

Roquet entschließt sich dazu, indem er alle Vorsichtsmaßregeln ergreift, daß seine Brille nicht herabfalle, und entfernt sich mit triumphirender Miene.

Nachdem die ganze Gesellschaft weggegangen ist, sagt Herr St. Godibert mit nicht mehr liebenswürdigem Gesicht zu seiner Nichte: „Mademoiselle, Herr Roquet hat uns um Ihre Hand gebeten; ich werde die Einwilligung Ihres Vaters einholen, der gewiß damit zufrieden ist. Betrachten Sie also von heute an diesen Herrn als Ihren künftigen Gatten.“

„Aber, mein Oheim, ich liebe Herrn Roquet ganz und gar nicht.“

„Schweigen Sie,“ sagt Angelika; „Sie sind eine kleine Thörin, aber Sie werden Herrn Roquet heirathen.“

Damit geht das Paar in seine Gemächer zurück, ohne Rosa-Maria weiter anhören zu wollen.

Während diese in ihre Stube hinaufgeht, weint und seufzt sie: „O, mein Gott! Herrn Roquet heirathen, das wäre entsetzlich... aber glücklicher Weise wird mich mein alter Freund beschützen und mir aus der Noth helfen. Er wird es ihm, er wird es Allen, die ich liebe, sagen, und man wird mir zu Hülfe kommen. O, ich will nicht Madame Roquet werden.“

Zweites Kapitel.

Der Finger Gottes.

War es für Rosa-Maria, nachdem sie Leopolds Billet empfangen, worin er sie seiner fortwährenden Liebe versicherte, nicht höchst grausam, einen Roquet heirathen zu sollen? Wegen dieses so schnellen Uebergangs von der Freude zum Schmerz konnte sie die ganze Nacht kein Auge schließen. Sie steht sehr frühe auf, um mit ihrem alten Freunde sprechen zu können; sie öffnet die Thüre halb, sie horcht, sie spekulirt oben an der Treppe, aber der Vater Savenay erscheint nicht. Dagegen öffnet Mamsell Fifine ihre Thüre fast zu gleicher Zeit mit dem jungen Mädchen, dessen Handlungen sie alle zu erspioniren scheint, und Rosa-Maria muß, ohne ihren alten Freund gesehen zu haben, in ihr Zimmer zurückkehren.

Der Tag verfließt sehr traurig für die arme Kleine, welche nur Tante und Oheim sieht und von ihnen jeden Augenblick das Geschwätz hören muß: „Wie glücklich sind Sie! Ein mittelloses Mädchen findet eine Parthie wie Herrn Roquet; das ist außerordentlich, man kann es kaum glauben!“

Schüchtern und traurig stottert Rosa: „Aber dieser Herr gefällt mir nicht... ich gehe lieber zu meinem Vater zurück.“

Madame St. Godibert macht schreckliche Augen

und geht auf das junge Mädchen los, als wollte sie es schlagen, indem sie schreit: „Schweigen Sie, Gans! Sie werden Herrn Roquet heirathen. Wir dulden es nicht, daß unsere Nichte die Gelegenheit, reich zu werden, verstreichen läßt, um später uns zur Last zu fallen... man kennt das.“

„Zudem, Mademoiselle,“ fügt Herr St. Godibert bei, „wird Ihr Vater über diese Heirath entzückt sein: ich schreibe ihm auf der Stelle und gewiß wird er Ihnen Gehorsam gegen uns empfehlen.“

„Mein Vater liebt mich zu sehr, als daß er mich zu einer Heirath wider meinen Willen zwänge.“

„Das wollen wir sehen. Hieronymus müßte nur blödsinnig geworden sein, wenn er Ihnen nicht beföhle, Herrn Roquet die Hand zu geben.“

Rosa-Maria wagt keinen Widerspruch mehr; sie weint bloß, was ihre Verwandten wenig zu rühren scheint.

Am andern Morgen steht das junge Mädchen schon in der Dämmerung auf: sie ist entschlossen, dieß Mal hinab zu gehen, um Vater Savenay ihren Kummer zu erzählen; denn sie hofft, er werde die Sache Leopold mittheilen können und dieser ein Mittel finden, sie dem drohenden Unglück zu entreißen.

Aber gegen sieben Uhr klopft es zwei Mal an ihre Thüre und sie erkennt zugleich die Stimme des Greisen, der sie fragt, ob sie aufgestanden ist; sie öffnet rasch, stößt einen Freudenruf aus und wirft sich in die Arme ihres Beschützers.

„Was haben Sie denn, mein Kind? Sie scheinen sehr gerührt, sehr bewegt?“ fragt der Vater Savenay, in Rosa-Maria's Zimmer tretend.

Diese beeilt sich ihre Thüre wieder zu verschließen und kehrt zurück, um die Hände des alten Mannes zu drücken, indem sie ausruft: „Ach, ich bin sehr unglücklich, und alle meine Hoffnung beruht auf Ihnen, lieber Freund!“

„Unglücklich? Du lieber Gott! ich glaubte ja gerade im Gegentheil, Ihre Verwandten ließen Ihnen endlich Gerechtigkeit wiederfahren und behandelten Sie jetzt mit Güte?“

„Ach, diese Güte, an die ich auch einen Augenblick glaubte! O, wenn Sie die Ursache davon kennen, mein Freund! Sie müssen mich vertheidigen, Sie müssen mich beschützen!“

„So erklären Sie sich doch, mein Kind.“

„Je nun: mein Oheim und meine Tante wollen mich verheirathen . . . mich Herrn Roquet heirathen lassen . . . einen sehr häßlichen Herrn, der wenigstens mein Vater sein könnte; sie behaupten: er sei reich, aber ich will Nichts von ihm, o nein, ich will ihn nicht heirathen, denn ich verabscheue ihn.“

„Sollte nicht der Grund auch darin liegen, daß Sie einen Andern lieben, mein Kind?“

„Ach, mein lieber Freund, ich weiß nicht, ob das der Fall ist, aber das ist gewiß, daß ich sehr unglücklich wäre, wenn man mich zwänge, Herrn Roquet zu heirathen. O, ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht . . . sie sagen, sie wollen meinem Vater schrei-

ben; aber sie werden nicht schreiben, daß ich weine, daß ich jammere, daß mich diese Heirath zur Verzweiflung brächte." Und Rosa = Maria wirft sich schluchzend an den Hals des Greisen; dieser sucht sie zu beruhigen und zu trösten. „So thun Sie doch nicht so untröstlich! Ohne den Willen Ihres Vaters kann man Sie nicht vermählen.“

„Aber sie werden ihm schreiben, daß es eine treffliche Parthie für mich sei, daß ich reich, glücklich werde. Mein Gott, wenn er einwilligte!“

„Beruhigen Sie sich; im Nothfall werden andere Personen Ihren Vater besuchen und ihm berichten, wie es sich verhält.“

„Ach ja, lieber Freund!“

„Ich gehe auf das Bureau hinab, denn ich will mich nicht verspäten. Beruhigen Sie sich, mein Kind, und rechnen Sie auf mich.“

„O, ich rechne sehr auf Sie... und wenn Sie zufällig Herrn Leopold begegnen sollten, so sagen Sie ihm Alles; nicht wahr?“

„Ja, ja, ich werde ihm begegnen, daran ist nicht zu zweifeln, denn ich sehe ihn alle Morgen, ehe ich in's Haus hineingehe: er wartet immer auf der Straße. So eben hat er mir guten Morgen gesagt und sich nach Ihnen erkundigt.“

„Wie, alle Tage wartet er? O, wie artig von ihm!“

Und Rosa = Maria erröthet vor Freude; schon hat sie allen ihren Kummer vergessen, da sie erfährt, daß der junge Maler ohne Unterlaß ihrer gedenkt. Bald aber schlägt sie die Augen nieder und fährt fort:

„O, lieber Freund, Herr Leopold unterhält sich gewiß recht gerne mit Ihnen.“

„Ja, das will ich glauben,“ antwortet der Greis lächelnd; „o, ich weiß wohl, daß er sich nur wegen meiner Unterhaltung alle Tage hier einstellt. Jetzt aber, da Sie ruhiger sind, gehe ich in mein Bureau hinab. Auf, Muth gefaßt und die Thränen getrocknet!“

Vater Savenay entfernt sich. Rosa-Maria glaubt Mamsell Fifine's Thüre sachte aufgehen und Jemand vorsichtig dem Greise nachgehen zu hören; aber sie bekümmert sich wenig um diesen Umstand, denn sie ist so selig in dem Bewußtsein, daß Leopold sie nicht vergißt und mag an nichts Anderes denken.

Rosa-Maria geht um die gewohnte Stunde in die Gemächer ihrer Tante hinab; sie findet die stark-leibige Angelika in Gesellschaft ihres Mannes.

Das Gespräch scheint sehr belebt und Mamsell Fifine, welche bei ihnen gewesen, kommt eben heraus und murmelt mit triumphirender Miene: „Ha, diese Heuchlerin! ich wußte wohl, daß sie nicht besser ist als Andere.“

„Vorgetreten, Mademoiselle!“ sagt Madame St. Godibert, grimmige Blicke auf Rosa-Maria werfend. „Ei, ei! wir wissen jetzt, warum Sie die Hand dieses lebenswürdigen Herrn Roquet ausschlagen! Das ist ein sauberes Betragen, Mademoiselle... in Ihrem Alter Liebesintriguen zu haben... pfui! Sie sollten darüber erröthen.“

Die arme Kleine erröthet in der That, aber aus

Schmerz, solche Vorwürfe hören zu müssen; sie will antworten, aber ihr Oheim ruft aus: „Schweigen Sie, das Lügen hilft Nichts: wir wissen Alles... Zifine ist zu gewandt, als daß ihr Etwas entgehen könnte.“

„Ja,“ fährt Madame St. Godibert fort, „vorher schon hatte man uns gesagt, daß Sie einem Maler als Modell dienten; Zifine hat Herrn Derneſty leiſe ſagen hören: Sie ſeien ſchöner als Ihr Porträt, das er bei dem Maler geſehen habe, aber wir wollten das nicht glauben: ſo viel Berkehrtheit in einem ſiebenzehnjährigen Einband konnten wir nicht vorausſetzen.“

„Ach, Madame...“

„Schweigen Sie! Jetzt wiſſen wir, daß ein junger Mann ohne Unterlaß vor dem Hauſe herumſtreicht, um Sie zu Geſicht zu bekommen... und der alte Savenay, ein ſchon ſchneeweißer Greis, biete die Hand zu ſolchen Intriguen!... Es iſt unbegreiflich!“

„Mich hat das weniger in Erſtaunen geſetzt,“ fällt Herr St. Godibert ein, „da ich ihn mehrmals auf dem Bureau ſingen hörte: ‚Zon, zon! Baß und Flöte! Zon, zon, Biolon!‘ Was kann man von einem Manne erwarten, der in einem ſolchen Alter noch ‚Zon, zon!‘ ſingt? Aber, Gott ſei Dank! er wird nicht mehr in meinem Hauſe ſingen.“

„Wie, mein Herr, Sie hätten dieſen ehrenwerthen Mann entlaſſen?“ ſagte Roſa-Maria zu ihrem Oheim, indem ſie flehend die Hände faltete.

„Ja, Mademoiselle, diesen ehrenwerthen Mann, der Morgens in Ihr Zimmer hinauffstieg, um Ihnen Liebesbriefe von Ihrem Schatz zu bringen... so Etwas gehörte vor den Assisenhof. Ich habe ihn fortgejagt, Mademoiselle, er wird mein Haus nicht wieder betreten und Ihnen zur Rebellion gegen Ihre Verwandten nicht mehr den Kopf halten.“

„Ach, mein Herr, das ist ja schrecklich! der Vater Savenay, der so gut gegen mich war... es fiel ihm nicht ein, etwas Unrechtes zu thun, da er mich zu trösten kam.“

„Sie zu trösten, weil man Ihnen eine vorzügliche Heirath anträgt... Mademoiselle, Sie machen mir übel; übrigens soll Ihr Vater Alles erfahren, er wird unser Betragen billigen.“

„Ich bitte flehentlich, lassen Sie mich zu ihm zurückkehren.“

„Still geschwiegen! Wir wollen zwar, aus Achtung gegen uns selbst, Ihre Fehltritte vor diesem empfindsamen Herrn Roquet verbergen, aber merken Sie wohl: fortan betrachten Sie ihn als Ihren zukünftigen Gatten. Indes werden wir bis nach vollzogener Heirath Sie auf eine Art bewachen, daß Sie keine Streiche mehr machen können.“

Rosa = Maria will antworten; man hört sie nicht mehr an und bedeutet ihr, in das Stübchen zu gehen, wo sie arbeitet und wo man sie allein läßt. Das arme Kind weint: bitter bereut sie, ihren alten Freund nm seine Stelle gebracht zu haben; sie fleht den Himmel um Beistand an und würde sich der Ver-

zweiflung ganz übergeben, wenn ihr nicht der Gedanke, daß Leopold sich ihrer annehmen werde, Hoffnung und Muth einflößte.

Zur Stunde des Mittagessens beruft man die junge Nichte und sie hat das Vergnügen, neben Roquet zu sitzen, der mit einem Auge beständig auf ihr und mit dem andern auf seinem Teller herumirrt und Rosa = Maria eine Menge Complimente zuwendet, worauf sie Nichts antwortet. Aber Herr Roquet scheint das für Bescheidenheit zu nehmen und ist demnach sichtbar befriedigt.

Der Abend verstreicht, während dessen Rosa stets Herrn Roquet anhören muß, obgleich sie ihm nur durch schwere Seufzer antwortet. Der Brillensant aber flüstert nichts desto weniger der Madame St. Godibert zu: „Ich glaube, das Gefühl stellt sich ein ... sie läßt schon Seufzerlein neben mir fahren; nicht wahr, das ist ein gutes Zeichen?“

„Seien Sie ruhig,“ antwortet Angelika, „sie wird noch viel andere fahren lassen, wenn Sie einmal Ihr Mann sind.“

Mit größter Ungeduld erwartete Rosa = Maria den Augenblick, wo sie in ihr Zimmer hinaufgehen durfte. Dieser kommt endlich; aber kaum ist sie hineingegangen, als sie ihr Zimmer von Außen doppelt verschließen hört.

„Was soll das bedeuten?“ ruft Rosa.

„Das bedeutet,“ erwiedert Mamsell Fifine von Außen, „daß Ihre Frau Tante es befohlen hat, um Ihnen die Lust zu Morgenspaziergängen zu benehmen.“

„Gefangen!“ seufzt Rosa, auf einen Stuhl sinkend, „gefangen, und so wollen sie mein Glück machen!... O, mein guter Vater, das wirst Du nicht billigen und nie wirst Du mit solchen Mitteln Deine Tochter verheirathen wollen.“

Nach Verlauf einer Stunde hört Rosa = Maria ihren Namen leise durch die Thüre rufen; sie erkennt Franzens Stimme und fragt: „Was wollen Sie von mir, Franz?“

„Frölein, ich weiß, daß man Sie hier eingeschlossen hat; ich finde das schändlich und wenn Sie wollen, so nehme ich eine Axt und zerschlage das Schloß, damit Sie frei werden.“

„Danke, Franz, danke; aber thun Sie es nicht. An dem Eingeschlossensein liegt mir Nichts... ich dachte nicht an's Hinausgehen; aber meinetwillen sollen Sie sich nicht schlecht mit Ihrer Herrschaft stellen: man würde auch Sie fortschicken.“

„O, darum scheere ich mich keinen Pfifferling, Frölein, und wenn Sie wollten...“

„Nein, Franz, ich wiederhole, daß es mir einerlei ist.“

„Nun, Frölein, wie Sie wollen, aber ich stehe immer zu Ihren Diensten.“

Franz entfernt sich und Rosa sucht in dem Schlafe Vergessenheit ihres Kammers.

Mehrere Tage sind auf die nämliche Weise verstrichen. Rosa = Maria, welche von ihrer Tante zu übertriebener Arbeit angespannt wird, muß oft Lein-

Paul de Kock. LXXIX.

wand in das Zimmer ihres Betters Julian tragen; aber Mamselle Fifine ist ihr immer auf der Ferse: jede Flucht aus dem Hause wäre ihr unmöglich.

Julian speist nicht mehr bei seinen Eltern, seitdem er die Gegenwart seiner Base zu fürchten scheint.

Friedrich wird von dem Thürsteher seit jenem Abend, wo Herr Roquet seine Erklärung machte, unter irgend einem Vorwand abgewiesen und auch der Trost des einzigen Verwandten, auf den sie Vertrauen hat, ist dem jungen Mädchen abgeschnitten.

Eines Tages jedoch glaubt Rosa-Maria, als sie zu ihrer Tante hinabkam, in dem Hause lebhaftere Vorkehrungen zu bemerken, welche auf eine große Gesellschaft schließen ließen. In der That sagte ihre Tante bald und zwar in einem minder schnippischen Tone als gewöhnlich zu ihr: „Sie werden heute große Toilette machen, Mademoiselle, Sie werden Ihre schönsten Kleider anlegen: wir haben viele Gäste... es ist ein feierlicher Tag.“

„Wollen Sie mir nicht erlauben, Madame, auf meinem Zimmer zu bleiben?“

„Nein, Mademoiselle, Sie müssen hier sein, es ist unumgänglich nöthig, und ich hoffe, daß heute Ihr Betragen unserer vielen Güte für Sie würdig sein wird.“

Rosa-Maria möchte gerne wissen, zu welcher Feierlichkeit ihre Gegenwart unumgänglich nöthig sei, aber ihre Tante ist schon nicht mehr da; Mamsell Fifine zu befragen, widerstrebt ihrem Selbstgefühl. Sie entschließt sich zu gehorchen, geht traurig hinauf,

sich anzukleiden, und kommt zitternd wieder in den Salon herab, denn eine geheime Ahnung sagt ihr, daß abermals ihre Verheirathung mit Herrn Roquet in Frage stehe.

Sobald es fünf Uhr schlägt, erscheint Herr Roquet im höchsten Staat, ganz schwarz, mit grüner Brille, die ihn sehr zu geniren scheint. Zuerst verneigt er sich hochachtungsvoll vor seiner zukünftigen Tante, dann geht er auf Rosa-Maria zu und erlaubt sich ihre Hand zu fassen und zu küssen, bevor das junge Mädchen sie zurückziehen konnte.

Bald langten die Ehepaare Doguin und Marmodin, der Major Krauteberg, Herr und Fräulein Soufflat, sodann der Better Brouillard an, der einen neuen Rock, aber alte, allzu kurze Hosen trägt und Jedermann neugierig ansieht, als wolle er fragen, was bei dem feierlichst angekündigten Diner vor sich gehen soll.

Bald tritt auch Herr Candrillon ein: der Einzige, der nicht in Schwarz gekleidet ist, was die Nerven Angelika's reizt, welche zu ihrem Manne sagt: „Warum denn eine Einladung an diesen Candrillon, der Thretwegen nicht einmal Toilette macht?“

„Liebe Freundin,“ antwortet St. Godibert, „ich habe Ihnen bereits erklärt, daß man das Recht hat, schmutzig zu sein, wenn man Millionär ist. Zudem habe ich eben ein schönes Geschäft mit Herrn Candrillon gemacht, der ein Rauffartheischiff auf die Insel Bourbon zu schicken im Begriffe ist; mir lag viel an seiner Anwesenheit bei diesem Diner.“

„Aber wenn er erfährt, daß Sie seinen alten Schützling fortgeschickt haben, glauben Sie denn, das werde ihn freuen?“

„Ich sage ihm, daß Vater Savenay die Fehlritte unserer Richte unterstützte und er wird mein Betragen billigen.“

Inzwischen hat Herr Candrillon Rosa = Maria sanft auf die Wange geklopft; sie lächelt ihm traurig zu und möchte ihm gerne die Entlassung seines alten Freundes mittheilen, aber sie wagt es nicht; zudem hält sich ihre Tante stets an ihrer Seite, damit sie ja mit Niemand sprechen könne.

Auch dem eben eingetretenen Friedrich, dessen Augen sie um den Grund ihrer traurigen Miene befragen, kann Rosa = Maria Nichts anvertrauen: ihre Tante steht neben ihr.

Herr Brouillard spaziert im Saale auf und ab, geht von Einem zum Andern und fragt halblaut: „Was bereitet sich denn hier vor? Man hat ein geheimnißvolles Aussehen... ein ernstes Gesicht... will etwa St. Godibert seine Bilanz vorlegen?... Wenn nur wenigstens sein Essen gut ist... o ja, wenn einmal ein Noturier einen Zug thut... ei, ei! wir wollen sehen, ob Franz heute die Maderagläser voll macht.“

„Wir erwarten nur noch meinen Bruder, den Schriftsteller, und seine Frau,“ sagte St. Godibert, „Herrn Derneſty, der mit ihnen kommen muß, und meinen Sohn Julian. Aber da sie sich so verspäten, sehe ich nicht ein, warum ich nicht der Gesellschaft

auf der Stelle ankündigen sollte, was ich ankündigen will... nicht wahr, Angelika?"

„Allerdings, Sie können das, lieber Mann,“ antwortet die dicke Dame.

Herr Brouillard riegelt Ohren, Augen und Nase auf, um besser zu hören; Herr Soufflat steigt auf einen Fußschemel; Jedermann horcht; aber im Moment, wo St. Godibert reden will, geht die Thüre auf und sein Bruder Mondigo tritt ein.

Der Schriftsteller scheint nicht wie gewöhnlich in seinem Aise zu sein; sein Gesicht ist entstellt, seine Haare verwirrt durcheinanderstrebend, was seinem Kopf das Aussehen der Medusa gibt.

Da er jedoch die zahlreich bei seinem Bruder versammelte Gesellschaft bemerkt, so sucht er sich zu fassen, sogar zu lächeln, aber er beeilt sich, in einer Ecke Platz zu nehmen.

„Mein Gott! was hat denn Herr Mondigo heute?“ flüstert Fränzchen Friedrich zu.

„Ich weiß es nicht,“ antwortet der große junge Mann, „aber in seinem Gesicht verkünden sich allerlei Sachen.“

„Ist's möglich, so schlecht gekämmt in eine Gesellschaft zu kommen?“ murrte Angelika, während ihr Mann seinem Bruder schon von ferne zuruft: „Nun? und Deine Frau und Dernefty?... sind sie denn zurückgeblieben?“

Der Schriftsteller macht eine seltsame Muskelverzückung, indem er antwortet: „Meine Frau wird nicht kommen... sie ist unwohl... auf lange Zeit...“

was Herrn Verneſty betrifft, ſo brauche ich ſeine Begleitung nicht.“

Auf dieſe Antwort erfolgt ein allgemeines Lächeln und Schütteln des Kopfes. Fränzchen und Friedrich wechſeln noch einen Blick. St. Godibert aber, der ſich in dieſem Augenblick ſehr wenig um die Angelegenheiten ſeines Bruders bekümmert, tritt mitten in den Salon und ſpricht: „Meine Damen und Herren, ich habe die Ehre, Sie von der demnächſt erfolgenden Heirath zwiſchen meiner Nichte Roſa-Maria und Herrn Roquet in Kenntniß zu ſetzen und es iſt ihr Verlobungsmahl, das wir heute feiern wollen.“

Ein Murmeln der Ueberräſchung läuft durch die Geſellſchaft, aber während Herr Roquet grüßt und die Glückwünſche einiger Perſonen annimmt, iſt Roſa-Maria, welche plötzlich äüßerſt blaß geworden, im Begriff, in Ohnmacht zu fallen, als Fränzchen auf ſie zueilt, ſie mit ihren Armen unterſtützt und ausruft: „Aber dieſem armen Kinde iſt es unwohl. . . ſehen Sie doch, ſie verändert die Farbe; offenbar möchte ſie gerne reden und hat die Kraft nicht dazu.“

„Das hat Nichts zu bedeuten: es geſchieht vor Freude,“ ſagt Madame St. Godibert, „es iſt nicht gefährlich.“

„Nein, nein, meine Tante!“ entgegnet Friedrich, ſeiner Baſe ein Niechfläſchchen vorhaltend, „nein, nicht vor Freude droht meine Baſe in Ohnmacht zu fallen: Kummer und Schmerz tödten ſie, denn dieſe angekündigte Verbindung würde ihr Unglück machen. Sie verabscheut Herrn Roquet, ich weiß es, und nach

meiner Ansicht haben Sie nicht das Recht, ihr eine Heirath aufzunöthigen.“

„Was soll das heißen, mein Herr Neffe? Ich finde es sehr dreist, daß Sie sich in Etwas mischen, was Sie Nichts angeht!“ sagte Herr St. Godibert zornschraubend.

„Rosa = Maria ist meine Cousine, Herr Oheim, und ich habe ein Recht, sie zu beschützen.“

„Was ist das? was gibt es hier?“ sagte Herr Brouillard vortretend. „Ich bin ja auch ein Better der Kleinen und kann Anspruch darauf machen, daß man mich um Rath fragt!“

„Wohlan, mein Better,“ sagte Angelika, indem sie Brouillard anmuthig zulächelte, „finden Sie nicht auch, daß diese Verbindung äußerst vortheilhaft für unsere Nichte ist?“

Bevor sich Herr Brouillard zu einer Antwort entschlossen, erhebt sich die wieder zu einiger Kraft gekommene Rosa = Maria und spricht mit angegriffener Stimme: „Ich hänge nur von meinem Vater ab; ihm allein kann und soll ich gehorchen!“

„Mademoiselle, wir haben seine Einwilligung!“ antwortet St. Godibert.

Rosa = Maria fühlt sich abermals schwach und ist im Begriff, in einen Lehnstuhl zurückzusinken, als eine ihr wohlbekanntere Stimme laut erwiedert: „Das ist nicht wahr, Sie haben keine Antwort von ihm und zum Beweis komme ich selber, um eine solche zu geben!“

Es ist Hieronymus Gogo, der rasch in den Saal

getreten war, wo seine unerwartete Gegenwart allgemeines Staunen erregt.

Die Fremden betrachten den Landwirth mit Ueerraschung, die St. Godiberts mit starrem Entsetzen; Rosa eilt, sich in Hieronymus Arme zu werfen, indem sie ausruft: „Ach, mein Vater, welches Glück! Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht verlassen würden!“

Hieronymus, welcher durch den Saal gelaufen ist, ohne sich im Mindesten um die anwesenden Personen zu kümmern, weil er nur an seine Tochter denkt, drückt Rosa in seine Arme, bedeckt sie mit Küffen und ruft aus: „Ich Dich verlassen! meine Tochter... mein Kind... mein Alles! Welcher Andere denn als ich soll sich mit Deinem Glücke beschäftigen?... Ach, weine nicht, meine arme Kleine, weine nicht! Dein Vater wird Dich nicht mehr verlassen, gewiß nicht, denn er sieht wohl, daß alle diese Leute Dich nicht lieben können wie er.“

„Ei, das ist ja der liebe Better Hieronymus Gogo!“ sagte Herr Brouillard, das letzte Wort stark betonend.

„Ja, Better, wie Sie sagen: es ist Hieronymus Gogo, der Bruder des Herrn Godsched... Godbert... Godibert, Montrigo... Mo... nigeaud oder wie Teufels es heißt, kurz, von meinen Brüdern, welche hier sind und es für passend gehalten haben, den Namen ihres Vaters aufzugeben; wer weiß, ob sie nicht gute Gründe gehabt haben? Ich habe den Namen Gogo rein und makellos erhalten;

diese Herren hätten vielleicht nicht das Gleiche gethan.“

Der Schriftsteller antwortet Nichts; er scheint sehr bemüht, sich an der Stirne zu kratzen.

Der Banquier aber entgegnet außer sich vor Zorn: „Mein Herr Bruder, ich habe gethan, was ich wollte; auch das Glück Ihrer Tochter wollte ich fest gründen. Sie hatten den guten Gedanken, dieselbe mir zu schicken; sind Sie jedoch dumm genug, die von mir eingeleitete Heirath nicht zu billigen, so steht es Ihnen frei, Mademoiselle wieder mitzunehmen.“

„Nein, wahrlich,“ sagte Hieronymus, „ich billige eine Verbindung nicht, welche meiner Tochter mißfällt.“

„Wohlan denn, so nehmen Sie uns diese Ueberlast ab,“ schreit Angelika; „ohnehin ist ihr Platz nicht hier . . . wir könnten ferner eine junge Person nicht mehr in unserm Hause behalten, welche Liebesintriguen spielt.“

„Liebesintriguen!“ ruft Hieronymus, dessen Augen drohend glühen, während Rosa-Maria zu ihm hin-
stürzt, als wollte sie ihn bitten, sie nicht für strafbar zu halten.

Aber ihr Vater läßt sie nicht zum Wort kommen; er küßt sie von Neuem, indem er sagt: „Stille, mein Kind! O, Du hast nicht nöthig, Dich zu rechtfertigen: ich weiß, daß Du Dir Nichts vorzuwerfen hast . . . aber diejenigen, welche sich erdreisten, Dich anzuklagen . . . diejenigen, welche sich nicht schämen, vor allen diesen Herren und Damen Deine Ehre,

das Kostbarste einer Jungfrau, anzutasten... ha! diejenigen sollen mir wegen ihres Benehmens erröthen!"

"Wirklich, Herr Hieronymus, Sie erlauben sich diesen Ton?" schreit Madame St. Godibert; "nun denn, so wiederhole ich Ihnen, ich, daß Ihre Tochter Liebesintriguen hat... daß ein junger Mann, welcher unaufhörlich vor unserm Hause umherschweifte, einen Brief einem alten Burschen, welchen Herr St. Godibert aus Gnade auf sein Bureau nahm, an sie einhändigte, und daß dieser Vater Savenay gar gefällig die Liebesbriefchen dem Jüngferchen heraufstrug; auch hat man deswegen den alten Commis fortgesagt."

"Fortgesagt... meinen wackern Vater Savenay!" sagt Herr Candrillon, auf die dicke Angelika zugehend; "nicht doch, das ist unmöglich, Madame, und wenn mein alter Freund die Liebe Ihrer Nichte in Schutz nahm, so hat er wahrscheinlich nichts Böses darin gesehen!"

"Gut gesprochen von Ihnen, mein Herr!" sagte Hieronymus, die Hand des Capitalisten erfassend und sie kräftig schüttelnd; "ich aber habe noch besser gethan: ich habe diejenigen, welche die Unschuld meiner Tochter glänzend beweisen können, mitgebracht."

"Das ist sehr ergötzlich!" murmelt Herr Brouillard, die Hände reibend.

Im nämlichen Augenblicke eilt der Landwirth zur Thüre des Salons, indem er ein wenig barsch alle

Personen, die vor ihm stehen, zurückstößt; er öffnet dieselbe, macht ein Zeichen und der gute Vater Savenay erscheint mit einem jungen Mann, dessen Haltung zugleich elegant und bescheiden ist und den Rosa-Maria sogleich erkannt hat... denn es ist Leopold Bercourt.

„Tretet ein... tretet ohne Furcht ein, meine Freunde!“ rief Hieronymus; „o, ich dachte mir wohl, daß eure Gegenwart hier nützlich wäre, denn es sind Leute hier, welche von meiner Tochter Uebles sagen möchten und ich bin nicht aufgelegt, dieß zu dulden. Mein Herr Bruder, ich stelle Ihnen Herrn Leopold Bercourt vor, der, nachdem er die Einwilligung seines Vaters erhalten, in mein Dorf gekommen ist, um mich um die Hand meiner Tochter zu bitten und dem ich sie zugesichert habe, weil sie ihn liebt und weil er ein braver und würdiger junger Mann ist, welcher nicht über den Vater derjenigen, welche er heirathen will, erröthet und der sich nicht gescheut hat, ihn in seinem Dorf aufzusuchen, obgleich er nur ein Landwirth ist. Er ist es auch, der über Rosa-Maria wachte, weil er wußte, daß man, ohne mich zu fragen, über sie verfügen wollte. Und alle Wetter! er hatte wohl das Recht, über unser Kleinod zu wachen. Und dieser gute Greis, den ich so glücklich bin zu kennen, der neulich meine Tochter in Schutz genommen hat, da sie bei ihrer Ankunft in Paris ihre Oheime nicht finden konnte, weil, als man uns ihre Adresse gab, man uns nicht gesagt hat, daß sie den Namen geändert haben, was eine kleine Bosheit

ist, für welche ich vom Better Brouillard Rechenschaft verlangen werde . . .“

Hier sucht sich die Fuchsnase unsichtbar zu machen, indem sie sich bückt und thut, als ob sie ihr Nastuch hätte fallen lassen.

„Nun, hatte dieser gute Vater Savenay hier Unrecht, die rechtschaffene Liebe dieser Kinder zu schützen? Hatte er Unrecht, diese arme Kleine zu trösten, welche hier ihre Zeit mit Weinen verbrachte? Hatte er endlich Unrecht, von Dem mich zu benachrichtigen, was ohne meine Erlaubniß angezettelt wurde . . . mir zu sagen, daß mein armes Kind unglücklich sei?“

Herr St. Godibert ist verlegen, er weiß nicht mehr, was er sagen soll. Er war nicht darauf gefaßt, den Vater Savenay und diesen jungen Mann, der Rosa-Maria liebt, ankommen zu sehen; aber Angelika ist außer sich vor Zorn; sie zerreißt die Spitzen an ihren Ärmeln und schreit: „Was soll alles Das bedeuten? Sich erlauben, uns zwei Männer zuzuführen . . . dieß ist unschicklich! . . . Es war also ein verabredeter Streich . . . ein vorbereiteter Scandal!“

Dann verläßt das dicke Weib, als sei ihr ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf geschossen, schnell den Salon, indem sie murmelt: „O, wir wollen sehen, das wird man mir nicht widerlegen!“

Inzwischen hat Friedrich seinen Onkel geküßt und seiner Nichte Glück gewünscht. Er drückt Leopolds Hand und dieser blickt mit Liebe und Stolz diejenige an, deren Herz zu besitzen ihn hoch erhebt.

Herr Candrillon hat sich dem Vater Savenay genähert; er faßt seine Hand, lobt ihn laut über Das, was er gethan, macht sich verbindlich, ihm eine Stelle anzuschaffen und klopft Hieronymus auf den Bauch, indem er ausruft: „Sie sind ein Vater nach meinem Sinn! Ich war nie so geschickt, Kinder zu machen, aber, Donnerwetter! wenn ich welche gehabt hätte, so hätte man sie nicht mishandeln dürfen!“

Während dieser ganzen Zeit scheint Mondigo Allem, was vorgeht, völlig fremd und verläßt die Ecke nicht, wo er sich hingesezt hat. Herr Roquet thut Nichts als seine Brille abnehmen und aufsezen und blickt Jedermann an, als ob er erfahren wollte, ob er nach alle Dem noch hoffe dürfe, die Braut zu bekommen.

Der Better Brouillard, welcher allein den raschen Weggang Angelika's bemerkt hat, ist sehr ungeduldig, sie zurückkommen zu sehen, weil er irgend eine neue Scene erwartet.

Inzwischen hat Hieronymus bereits den Arm seiner Tochter ergriffen und geht mit ihr auf die Thüre zu, indem er sagt: „Komm, mein Kind, kommen Sie, mein Schwiegersohn und Sie, alter Freund! Jetzt, da meine Rosa-Maria nicht mehr wegen Liebesintriguen angeklagt werden kann, wollen wir der Gesellschaft Lebewohl sagen und uns zurückziehen.“

Aber in dem Augenblick, wo diese vier Personen den Salon verlassen, kehrt Madame St. Godibert dahin zurück, hält sie an und schreit: „Sachte, sachte, Herr Hieronymus! Bevor Sie Ihre Tochter, auf

welche Sie so stolz sind, wegführen, machen Sie ihr doch wenigstens ein Compliment über ihr Zartgefühl. Ich war eben auf ihrem Zimmer oben, um mich zu versichern, ob Mademoiselle nicht vielleicht zufällig Gegenstände mit sich nehmen wollte, welche nicht ihr gehören; meine Sorgfalt hat sich gerechtfertigt... sehen Sie hier meinen Fund unter den Effekten Ihrer Tochter!... Ei, ei! ich vermag doch kaum zu glauben, daß sie sich in dem Grade täuschen konnte, um zu wähnen, dieses da gehöre ihr."

Dabei zieht Angelika aus ihrer Tasche und zeigt der ganzen Gesellschaft das kleine Pistol, welches Rosa-Maria in dem Walde von Fontainebleau gefunden hat.

"Ein Pistol!" murmelt Alles mit Erstaunen.

"Bliß und Schlag! Madame, Ihre Voraussetzung ist infam!" ruft Hieronymus, indem er niederschmetternde Blicke auf seine Schwägerin wirft; "sich zu glauben erfrehen, daß dieses Pistol von meiner Tochter gestohlen worden sei!... Sie besaß diese Waffe, ehe sie nach Paris kam; fragen Sie diesen guten Greis, wo sie dieselbe gefunden hat, er wird es Ihnen sagen, ja er: nämlich im Walde von Fontainebleau, wo sie Zeuge des an ihm begangenen Raubes war. Dieß Pistol fiel aus der Tasche eines der beiden Elenden, welche ihn plünderten."

"Ja, ja, das ist die Wahrheit!" versichert der Vater Savenay.

"Ich weiß nicht, ob Mademoiselle ein Pistol in einem Walde gefunden hat," höhnt Frau St. Godi-

bert, „das ist eine meines Erachtens sehr romantische Geschichte; aber jedenfalls ist es nicht dasselbe Pistol, denn ich erkläre, daß dieses hier meinem Sohne gehört... diese Waffe ist kostbar genug, um leicht erkennbar zu sein, und zudem sah ich sie vorgestern noch, als ich in Julians Bibliothek ein Buch holte. Seitdem jedoch ist Mademoiselle mit Leinwand auf dem Zimmer meines Sohnes gewesen und auf diesem Wege spazierte das Pistol zu ihren Effekten.“

Während Frau St. Godibert über ihre Rede entzückt schien, sehen Hieronymus und Rosa-Maria einander an und sofort wenden sich Beider Augen auf den Vater Savenay. Diese drei Personen sind offenbar lebhaft bewegt und erschrecken vor der gegenseitigen Mittheilung ihrer Gedanken. Herr Candrilion beobachtet sie, als ahnte er, was in ihnen vorging.

Leopold tritt zu Frau St. Godibert und sagt: „Madame, sind Sie, bevor Sie Ihre Richte einer Handlung, deren sie unfähig ist, anklagen, auch zuerst bei Ihrem Herrn Sohn gewesen, um zu sehen, ob er die Waffe, welche er besaß, wirklich nicht mehr habe?“

„Nein!“ antwortet Angelika; „doch wozu suchen, was hier ist? Wäre mein Sohn da, er würde dasselbe behaupten.“

„Sie müssen sich irren, Tante!“ ruft Friedrich aus; „und da Sie selbst meiner Cousine Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollen, so eile ich, Julians Zimmer zu untersuchen.“

„Ich werde Ihnen dabei behülflich sein,“ sagte Herr Candrillon, „denn mir schwanet es, daß alles Das auf die Spur führen müsse von...“

Herr Candrillon hält inne, als fürchte er, zu viel gesagt zu haben; aber schnell zieht er Friedrich am Arm mit sich fort, indem er sagt: „Kommen Sie, junger Mann, das Alles muß sich aufklären.“

Indeß beharren Hieronymus, der alte Savenay und Rosa-Maria fortwährend in ihrem Stillschweigen; aber sie werfen auf Herrn und Frau St. Godibert Blicke, worin sich eher Mitleiden als Zorn malen.

Der Banquier weiß nicht recht, was er von dem durch seine Frau herbeigeführten Incidenzpunkt denken soll; diese, immer noch entzückt über ihre Handlung, weil sie ihre Nichte vor der ganzen Gesellschaft damit zu erniedrigen hofft, geht von Einem zum Andern, in der Hoffnung, daß man ihr über ihren Scharffinn Artigkeiten sagen werde; aber statt dessen ist offenbar Jedes verlegen und genirt, kurz, es herrscht in dem Salon eine Art geheimnißvollen Schweigens, das der Vorläufer eines großen Ereignisses zu sein scheint.

So verfließen einige sterbenslange Minuten, während welchen Franz meldet, daß aufgetragen sei. Vor der Rückkehr Friedrichs und Candrillons mochte aber Niemand den Salon verlassen.

Endlich erscheinen sie wieder: der Erstere mit blassem und bestürzten Gesicht, der Zweite hält mit einem ihm ungewöhnlichen Ausdruck von Strenge in seinen Zügen in einer seiner Hände ein Pifföchen,

von dem er nur den Lauf sehen läßt. So zeigt er ihn der Gesellschaft mit den Worten: „Das Pistol war an seinem Platz: hier ist es; es ist demjenigen, welches von dem Fräulein gefunden wurde, nicht gleich. Dieses liebenswürdige Kind ist demnach vollkommen gerechtfertigt ... zudem wird wohl Niemand hier glauben, daß es je hätte den Einfall haben können, sich fremdes Gut zuzueignen.“

Frau St. Godibert, welche sich nicht getäuscht zu haben glaubt, will das von Candrillon gehaltene Pistol untersuchen; sie tritt zu ihm und sagt: „Aber vor Allem, mein Herr, muß ich selbst sehen...“

Herr Candrillon läßt sie nicht aussprechen; er faßt sie am Arm, drückt denselben kräftig und raunt ihr in's Ohr: „Sie wollen also der ganzen Welt die Entehrung Ihres Sohnes offenbaren?“

Die dicke Frau ist zerknirscht; sie wird blaß, grün und schlägt die Blicke zu Boden.

Herr Candrillon fährt alsbald fort: „Herr St. Godibert, Sie haben noch einige Familienangelegenheiten, einige Rechnungen mit Ihrem Herrn Bruder, seiner lieben Tochter und meinem alten Freunde abzumachen, das aber würde die Gesellschaft, welche sich ohnehin zu Tisch setzen will, nicht ergößen: ersuchen Sie Jemand, daß er Ihre Stelle an der Tafel vertrete.“

„Ach ja, ja,“ stammelt der Banquier, welchen die plötzliche Niedergeschlagenheit seiner Frau vor Entsetzen starr gemacht hat. „Wohlan, mein Vetter

Brouillard, haben Sie die Güte, mich zu ersetzen... man wird uns entschuldigen."

Der Better Brouillard schwankt, denn er ist sehr neugierig. Als hungriger Feinschmecker jedoch entschließt er sich zu thun, was St. Godibert verlangt, in der Hoffnung, dennoch bald zu entdecken, was man ihm verheimlichen will.

Die Gesellschaft begibt sich in den Speisesaal unter Anführung des Herrn Brouillard, welcher ausruft: „Kommen Sie doch, meine Damen und Herren, ich werde die Honneurs machen und zwar gut, das kann ich Sie versichern; wenn nicht wacker gegessen wird, bin ich nicht Schuld.“

Die Familie Gogo ist mit Vater Savenay, Leopold und Herrn Candrillon im Salon zurückgeblieben. Friedrich sieht die St. Godiberts an und scheint zu erschrecken vor dem, was gesagt werden soll; aber nachdem alle Gäste hinaus gegangen und alle Thüren geschlossen sind, tritt Candrillon auf den Banquier zu, zeigt ihm den bis jetzt verborgenen Griff des Pistols, das er in der Hand hält, und sagt: „Hier sehen Sie die Waffe, welche auf Ihres Sohnes Zimmer war, und hier das Pistol, welches Ihre Frau aus Rosa-Maria's Zimmer genommen hat... es ist dasselbe, das Ihre Nichte in dem Walde nach der Flucht der Räuber aufgehoben hat, schauen Sie her.“

Der Banquier untersucht beide Pistolen und stottert: „Sie sind sich ähnlich... ganz gleich... was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß Ihr Sohn einer der Räuber ist, welche meinen alten Freund Savenay angehalten und um sechszigtausend Franken beraubt haben!“

St. Godibert fällt auf einen Stuhl zurück und stammelt: „Nein, nein, es ist nicht möglich!“

„O, es wäre zu gräßlich!“ stöhnt die dicke Frau. „Sie irren sich, mein Herr ... wo sind die Beweise ... die Beweise!“

„Es ist wohl gedenkbar, daß wir uns täuschen,“ sagt der alte Savenay mit bebender Stimme; „nicht möglich, daß der Sohn des Herrn...“

„Stille geschwiegen, Vater Savenay!“ fährt Herr Candrillon mit einer Stentorstimme fort. „Selbst wenn Sie gewiß wüßten, daß wir einen der Verbrecher gefunden haben, so wären Sie der Mann, es zu läugnen, um Schande von einer Familie abzuwenden; aber ich bedaure sehr: zuerst muß die Wahrheit sich Platz machen und Ihr Geld wiedergefunden sein, dann erst kann man auf die Bekümmernisse anderer Leute Rücksicht nehmen. Ja, ich bestehe auf meiner Behauptung, denn sie gründet sich nicht nur auf diese Waffe da ... eine Menge von Umständen ist mir aufgefallen; ich habe Bemerkungen gemacht, welche mir jetzt als Lichtstrahlen dienen. Ja, Vater Savenay, der junge Julian war einer Ihrer Räuber, und wollen Sie wissen, wer, ich wette darauf, der Andere ist?“

„Ach, reden Sie, reden Sie, mein Herr!“ sagte Friedrich.

„Wohlan! Es ist einer Ihrer theuren Freunde:
Herr Derneſty.“

Beim Namen Derneſty fährt Mondigo, der bis jetzt in andere Gedanken verloren ſchien, von ſeinem Stuhle auf, ſtürzt mitten in den Salon und ruft aus: „Ha! ja, mein Herr! dieſer liederliche Bube iſt zu Allem fähig; er iſt ein Ehrloſer, ein Niederträchtiger! Wiſſen Sie, was er an mir gethan hat? ... O, ich muß euch das ſagen, unter uns kann ich es geſtehen ... ſtellen Sie ſich vor, ich war heute ausgegangen, um einem Theaterdirektor fünf Akte vorzuleſen; vermeinend, lange aufgehalten zu werden, hatte ich zu meiner Gattin ... treuloſe Clementine! ... geſagt: ‚Derneſty ſoll Sie zum Eſſen bei meinem Bruder abholen; wartet nicht auf mich, gehet mit einander, ich werde allein hinkommen.‘ Und ich war weggegangen mit meinem Drama, aber ein Zufall, ein ſehr unglücklicher Zufall für mich will, daß der Direktor mich heute nicht, wie es abgemacht war, anhören kann. Es war noch zu früh, hieher zu gehen; ich ſage bei mir: ‚Tragen wir unſer Drama nach Hauſe.‘ Ich komme heim ... ich hatte meinen zweiten Schlüssel bei mir ... der Portier ruft mir zu: ‚Ihre Hausjungfer iſt zu den Affen im Pflanzengarten gegangen, aber Madame befindet ſich oben.‘ Sehr gut; ich gehe hinauf. Ich öffne, um Clementinen keine Mühe zu machen; ich dringe bis in ihr Zimmer ... und finde meine Gattin und dieſen Halbmenſchen von Derneſty ... o Abſcheu und Graufen! ... die Engländer nennen es eine verbre-

cherische Unterhaltung ... drollige Unterhaltung das!
 Ich wollte diesen Herrn umbringen, aber ich war
 so ganz verblüfft, ich konnte meinen Augen nicht
 glauben; er entwischt und that wohl daran. Was
 Clementine anbetrifft, so behandelte ich sie nach Ver-
 dienst und werde mich von ihr trennen ... ha! ja,
 ich werde mich scheiden lassen, obwohl das sehr stö-
 rend für mich ist, der ich so ganz an das Haus ge-
 wöhnt bin und mein Mittagessen so gern bereit finde,
 wenn ich von einer Repetition zurückkomme!"

Mondigo's Erzählung hätte ganz gewiß Interesse
 erregt, wenn nicht eine weit wichtigere Sache die
 Gemüther in Anspruch genommen hätte.

Herr St. Godibert scheint nicht zu wissen, was
 er glauben soll; seine Frau untersucht beide Pistolen
 aufmerksam und Hieronymus drückt seine Tochter in
 seine Arme, als wollte er dem Himmel danken, daß
 er ihm ein Kind schenkte, über welches er nicht er-
 röthen dürfe.

Rosa-Maria schaut mit holdem Blicke Leopold an
 und scheint ihm zu sagen: "Sie sehen, daß ich Ihrer
 würdig bin."

Plötzlich geht die Salonthüre auf. Der junge Ju-
 lian tritt ein und entschuldigt sich: "Verzeihung, ich
 habe mich ein wenig verspätet ... man sagte mir
 jedoch, ein Theil der Gesellschaft sitze bei Tisch,
 doch meine Eltern befinden sich noch hier mit dem
 Vater meiner Cousine. Ich kam zu erfahren...
 aber, mein Gott, was geht denn hier vor?"

Der junge Mann hält inne, denn er hat die felt-

same Art und Weise bemerkt, womit er aufgenommen wird. Bei seinem Anblick haben Vater und Mutter mit einer Art Grausen den Kopf abgewendet; Friedrich und Rosa-Maria schlagen traurig die Augen nieder; Hieronymus sieht mitleidig diesen Neffen an, den er zum ersten Mal erblickt, und der Vater Savenay hat eine ganz bestürzte Miene.

Als Julian den Greisen ansichtig wird, geräth er in Verlegenheit und weiß nicht, was er denken soll. Er blickt mit ängstlicher Miene um sich und begegnet dem strengen Auge des Herrn Candrillon, der ihn mit den Worten angeht: „Herr Julian, ich muß mich einen Augenblick mit Ihnen unterhalten, mit Ihnen allein; Ihre Familie wird uns wohl unter vier Augen lassen.“

„O, ja, ja!“ sagt Friedrich, Candrillons Absicht, Julian die Schande des Geständnisses vor seinen Eltern zu ersparen, begreifend, und führt Herrn und Frau St. Godibert mit sich weg. Während die andern Personen dem Paare folgen, flüstert Herr Candrillon dem Banquier, dem er sich genähert, in's Ohr: „Behorchen Sie die Unterredung, welche ich mit Ihrem Sohne haben werde, dann weiß ich gewiß, daß Ihnen kein Zweifel mehr bleibt.“

Es wurde so eingerichtet, daß St. Godibert durch die Thürspalte lauschen konnte.

Den Jüngling hat Erblassen und Zittern befallen. Er weiß noch nicht, was man von ihm will; aber sein längst schon reges Gewissen läßt ihn stets die Entdeckung seines Trevels befürchten und sein

Mitschuldiger ist nicht da, um ihm Muth einzuflößen.

Herr Candrillon hat eines der Pistolen in seine Tasche geschoben; er zeigt es Julian und fragt: „Gehört das Ihnen?“

Verblüfft stammelt Julian: „O ja . . . es gehört mein . . . dieses Pistol war auf meinem Zimmer . . . warum hat man es geholt?“

„Das sollen Sie gleich erfahren; aber antworten Sie mir zuvor: hatten Sie nicht ein Paar?“

Julian wird noch verblüffter, er zögert und stottert endlich: „Um Vergebung . . . ich hatte ein Paar, aber eines ging mir verloren . . . schon seit geraumer Zeit.“

Plötzlich zieht Herr Candrillon das andere Pistol aus der Tasche, hält es Julian unter die Augen und ruft aus: „Hier, da ist es, man hat es wiedergefunden!“

Julian wird bleifarbig, seine Miene ganz entstellt; kaum vermag er die Worte hervorzubringen: „Ach ja . . . das ist das andere . . . und wer denn . . . hat es gefunden?“

„Jemand, der in dem Wald von Fontainebleau und Zeuge Ihres Verbrechens war, als Sie meinen alten Freund Savenay anfielen und beraubten.“

Im ersten Augenblick läßt Julian seinen Kopf auf die Rücklehne seines Stuhles sinken, bald aber fällt er auf die Kniee, beugt seine Stirne zur Erde und stöhnt: „Wehe, wehe! ja, ich bin es! . . . ich bin ein

Glender, aber verderben Sie mich nicht in den Augen meiner Eltern."

Ein Schrei ertönt hinter der Thüre. Julian hat die Stimme seiner Mutter erkannt; er stößt die Stirne auf den Fußboden, indem er ausruft: „Sie horchten ... sie wissen Alles ... o, mein Herr, den Tod ... geben Sie mir eine Waffe, daß ich mich umbringe, ich kann nicht mehr vor ihnen erscheinen!"

Candrillon selbst ist tief bewegt von dem herzerreißenden Schrei, den er gehört; indes nimmt er sich zusammen, hebt Julian auf, läßt ihn sitzen und fährt fort: „Sie sind sehr strafbar, aber der Tod macht Nichts wieder gut, denn Sie gingen dahin in Schande! Besser also ist eine aufrichtige Reue, ein Betragen, das Ihr vergangenes Leben wieder rein wäscht; aber vor Allem: wie heißt Ihr Mitschuldiger?"

„Derneſty."

„Ich hatte es schon geahnt. Darum redete er nicht in Savenay's Gegenwart."

„Ach, mein Herr, ich will mein Verbrechen nicht zu entschuldigen suchen, das ist unmöglich, aber dennoch hätte ich ohne Derneſty niemals den Gedanken zu einer solchen Handlung gefaßt. Ich war von Schulden geplagt, da ich insgeheim Spiel und Belustigungen liebte ... ich hatte mich verführen lassen! Da begegnete er eines Tags auf einer Landparthie, die ich mit ihm machte, diesem Greisen; er erhielt Kunde von dessen sechszigtausend Franken und ... ich hätte lieber sterben als seinen Rathschlägen Gehör

schenken sollen, aber... Sie wissen Alles und seitdem habe ich keinen Tag Ruhe gehabt!"

"Sie können nicht mehr in Frankreich bleiben. Ich bin im Begriff, ein Schiff nach der Insel Bourbon zu schicken. Begeben Sie sich nach Havre: mit diesem Schiff reisen Sie ab, ich werde dem Capitän schreiben. Dort bemühen Sie sich unablässig, daß Ihr Betragen musterhaft sei... daß man Ihnen nicht den kleinsten Vorwurf machen könne, und nach einem Dußend Jahre dürfen Sie Ihr Vaterland wiedersehen. Es gibt kein Vergehen, das eine wahre Reue nicht ausmerzen könnte."

"Ach, mein Herr!"

"Packen Sie ein und reisen Sie auf der Stelle ab. Sie haben vielleicht kein Geld? Nehmen Sie diese Börse. Ihr Vater wird meine Anordnungen genehmigen. Gehen Sie und denken Sie darauf, einst das Widersehen Ihrer Eltern zu verdienen."

Julian drückt seine bebenden Lippen auf eine von Candrillons Händen; er kann kaum reden und geht endlich mit dem Schwure hinweg, daß er eines Tages würdig sein werde, in sein Vaterland zurückzukehren.

Der Capitalist bleibt nicht lange allein; die ganze Familie kehrt zu ihm zurück. Herr und Frau St. Godibert werfen sich weinend in seine Arme.

"Billigen Sie, was ich gethan habe?" fragt Candrillon.

"Ach! Sie haben unsere Ehre gerettet... aber der elende Verneßy?"

„D, den nehme ich auf mich,“ sagt Friedrich, „ich werde meinen Oheim Mondigo rächen.“

Der Schriftsteller drückt ihm die Hand und ruft aus: „Sehr gut, Friedrich, sehr gut . . . gib diesem Verbrecher einen tüchtigen Degenstoß und hernach werde ich sehen, ob ich meiner Gattin, welche vielleicht wie Julian verführt wurde, verzeihen soll.“

„Was meinen alten Freund Savenay betrifft,“ fährt Herr Candrillon fort, „so . . .“

Der Banquier läßt ihn nicht ausreden, sondern fällt ein: „So werde ich morgen gleich demselben die 60,000 Franken, welche in seiner Briestafche waren, zurückstellen, und 25,000 meiner Richte als Mitgift anbieten.“

„D, ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte Leopold, eine Hand von Rosa-Maria fassend, „aber das Fräulein bedarf keiner Mitgift. Mein Vater weiß, daß ich eine Frau gefunden habe, deren Tugenden mein Glück machen werden, und das sagte er, sei mehr werth als Geld.“

Hieronymus drückt Leopolds Hand mit vollem Gefühl, aber mit demüthiger Miene fährt St. Gobibert fort: „Wenn mein Bruder Hieronymus meine Gabe zurückweist, so muß ich glauben, daß er mir immer noch zürnt, daß er mir die Namensveränderung nicht vergeben hat, und doch ist er hinlänglich gerächt, denn, wie er eben sagte, der Name Gogo ist makellos geblieben, während die von uns angenommenen . . .“

Der Banquier vollendet seinen Satz nicht: er

verbirgt sein Gesicht in seiner Hand und Mondigo wendet sich ab, abermals seine Stirne kratzend. Hieronymus jedoch geht auf seine Brüder zu, drückt sie in die Arme und spricht: „Alles ist vergessen! Brüder sollen einträchtig sein ... Niclas, ich nehme die Mitgift an, welche Du meiner Tochter zudenkst, und dieser brave Junge muß sie wohl auch annehmen. Du, Eustach, besuch' uns zuweilen, das wird Dich von Deinem ehelichen Kummer zerstreuen. Suchet glücklich in der Stadt zu sein; ich kehre in mein Dorf zurück, sobald der Bund dieser beiden Kinder niet- und nagelfest ist.“

„Und wenn Sie erlauben, Vater Hieronymus,“ sagte der alte Savenay, „so lebe ich bei Ihnen ... ich brauche nicht mehr Commis in Paris zu sein, aber ich brauche Freunde, in deren Nähe ich meine Laufbahn sanft beschließen kann.“

„Topp, Papa Savenay!“ antwortet Hieronymus, „wir werden miteinander von meiner Rosa-Maria reden und Sommers wird das junge Pärchen wie auch mein Neffe Friedrich sich bei uns unterhalten.“

„Und an mich denket Ihr gar nicht?“ sagt Candrillon; „aber mehr als ein Mal sollt Ihr mich in Avon sehen, Herr Hieronymus. Einstweilen lade ich mich als Zeuge zur Hochzeit dieses hübschen Kindes: auch ich will ihr mein Brautgeschenk bringen ... aber jetzt adieu, liebe Leute ... da sind arme Eltern, welche der Einsamkeit bedürfen, wir müssen ihren Schmerz achten.“

„Und da drüben ist die ganze Gesellschaft,“ murmelt Angelika, auf den Speisesaal deutend.

„Seien Sie deshalb unbesorgt, Madame,“ entgegnet Candrillon, „ich will der Gesellschaft sagen, daß Sie unwohl sind, daß Ihr Mann Sie nicht verlassen kann; und wenn Sie Alle satt haben, so stehe ich Ihnen dafür, sie werden ohne Weiteres abziehen.“

Hieronymus verabschiedet sich nebst seiner Tochter, Leopold und dem Vater Savenay; Friedrich ist schon fort; Mondigo schwankt, ob er zum Essen nach Hause gehen soll; Julians Vater und Mutter ver schließen ihren Schmerz in ihr Privatzimmer; Herr Candrillon erfüllt seinen Auftrag bei der Gesellschaft.

Herr Brouillard scheint sehr neugierig: er richtet eine Menge Fragen an Candrillon. Dieser setzt sich zu Tisch und antwortet einfach: „Mein Herr, Sie haben bereits gegessen, erlauben Sie mir, daß ich ein Gleiches thue.“

„Aber der gute Hieronymus?“ nimmt Vetter Brouillard wieder das Wort.

„Alles ist im Reinen: er hat sich mit seinen Brüdern versöhnt und seine Tochter mitgenommen.“

„Also heirathe ich unter keinen Umständen Fräulein Rosa-Maria?“ stottert Herr Roquet.

„Nein, mein Herr. Sehen Sie sich anderswo um, diese Geschichte ist aus für Sie.“

„Aber mein Vetter Mondigo?“ fragt Brouillard weiter.

„Er ist zu seiner krankgewordenen Frau heimgekehrt.“

„Aber der Sohn des guten St. Godibert? Wo ist er denn? Wäre der Julian auch krank? Sollte denn eine Seuche in der Familie eingerissen haben?“

„Julian,“ antwortet der Capitalist, „ist diesen Morgen nach Havre abgereist: er soll den Handel in den Colonieen studiren... dieß ist ein Gedanke seines Vaters, den er Ihnen über Tische mittheilen wollte.“

Das Flüstern und Vermuthen beginnt wieder. Aber nach eingenommenem Kaffee und Likör geht Jeder an sein Geschäft, ohne der St. Godiberts weiter zu gedenken. ‚Jeder für sich!‘ ist ein altes Sprichwort.

Des andern Tages frühe kommt Friedrich zu seinem Oheim, dem Banquier. In dem Schlafzimmer findet er die beiden Gatten beisammen, denn der Kummer vereinigt.

„Fortan,“ sagt er mit befriedigter Miene, „wird der Verführer Ihres Sohnes Ihrer Familie keine Schande mehr bringen.“

„Wie!“ ruft Angelika aus, „Herr Derneſty?“

„Ich suchte ihn heute mit Tagesanbruch auf und forderte ihn unter dem Vorwande, daß mein Oheim Mondigo mich zu seinem Rächer bestellt habe. Ich glaube, ihm ahnte, daß mich ein anderer Beweggrund befeele, aber als fürchte er, ich möchte damit herausrücken, nahm er augenblicklich den Zweikampf an. Die Vorsehung wachte über mich. Derneſty erhielt eine Kugel in die Brust und fiel, um nicht wieder aufzustehen. Ich vernahm seine letzten Worte: er

stammelte Julians Namen, blickte zum Himmel auf und schien weiter sprechen zu wollen, aber die Kraft verließ ihn. Der Strafbarste ist todt; der Andere wird seinen Fehltritt mit Reue wieder gut machen ... eines Tages können Sie dieses Unglück ganz vergessen."

Friedrich entfernt sich unter den lebhaftesten Dank-
sagungen des Paares, um den Schriftsteller aufzu-
suchen und auch ihm den Ausgang seines Duells zu
berichten.

Mondigo wirft sich Friedrich an den Hals und
ruft aus: „Ich eile, Clementinen zu verzeihen. Sie
ist bei einer ihrer Tanten; ich führe sie im Triumph
in mein Haus zurück ... ich kann das, denn in der
Aussicht auf eine Versöhnung habe ich gesagt, sie
sei bei einer Freundin auf dem Lande.“

Vierzehn Tage nach diesen Ereignissen wurde in
der Kirche von St. Vincenz de Paula eine Hochzeit
gefeiert. Jedermann bewunderte die Schönheit, die
Anmuth, das jungfräuliche Aussehen der jungen
Neuvermählten und auch mit ihrem Bräutigam war
man sehr zufrieden.

Brauche ich das junge Paar zu nennen? An
Leopolds Seite standen Vater und Schwester, welche
sein Glück theilten. Neben Rosa gewahrte man das
strahlende Antlitz Hieronymus' und des um zwanzig
Jahre verjüngten Vaters Savenay. Auch Friedrich
war da und erfreute sich aufrichtig des Glücks seiner
Freunde. Der Better Brouillard zeigte dabei seine
Fuchsnase, stellte Betrachtungen über die Abwesen-

heit beider Tanten der Braut an und ließ einige Spottreden hören, woraus hervorging, daß Mondigo ihm sein häusliches Begegniß anvertraut hatte.

Herr Candrillon stand neben seinem alten Freund und betrachtete mit Wonne Rosa-Maria, welcher er ein Diamantenhalsband von großem Werthe vor dem Kirchgange umgelegt hatte.

Bei der Hochzeit erschienen der Schriftsteller und der Banquier. St. Godibert jedoch entfernte sich unmittelbar nach der Vermählung; Mondigo bleibt bei dem Festmahl. Er singt sogar ein selbstgemachtes Hochzeitsgedicht und Brouillard sagt zwischen den Zähnen: „Mein Vetter Mondigo war nie so vergnügt, als seit er weiß, daß ihn seine Frau gekrönt hat.“

Es war ausgemacht, daß man am andern Tage Hieronymus in sein Dorf begleiten und eine Woche bei ihm verweilen werde.

Der Capitalist selbst führte in seiner großen Kalesche das junge Paar, Leopolds Schwester, Hieronymus, Friedrich und den Vater Savenay.

Man brach früh Morgens auf und war eben im Begriff, die Linie der Boulevards zu verlassen, als Friedrich Herrn Candrillon zurief, er möchte einen Augenblick halten, denn er sehe ein bekanntes Gesicht.

Es war der aus einer tanzenden Nachtgesellschaft heimkehrende Richard, welchen eben ein Mann niedergeschmettert hatte, ohne auf dessen Ballstaat zu achten, und ihn jetzt in der Gasse im Kothe wälzte.

Daneben stehen zwei Individuen als friedliche Zuschauer dieser Scene, welche sie sehr zu ergötzen scheint.

„Es ist dieser elende Richard!“ schreit Friedrich.

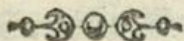
Bei diesem Namen will Leopold, sich der Verläumdung seiner Braut erinnernd, aussteigen, um den Schuldigen zu züchtigen, aber Rosa-Maria hält ihn und ihren Vater zurück, darauf hinweisend, daß ja bereits ein Anderer sich mit ihrer Rache befaßt habe. Dieser Andere ist Desiderius Glureau, der Mann mit dem Faltenhut, welcher, Rosa-Maria und den Vater Savenay in der Kalesche erkennend, mit einem Grusse zu ihnen tritt, und, während Richard Fersengeld gibt, ihnen sagt: „Schönen guten Morgen, mein Frölein, mein Herr und die Gesellschaft. . . da besichtige ich eben meine Gassenkehrer und wollte mit Feroce und Ratmont weißen Wein trinken, als ich diesen saubern Vogel, der um die Ecke der Straße witschte, bemerkt habe! . . . Schon lange hatte ich ihm eine tüchtige Durchwankung zgedacht: erstens, weil er mich hinderte, auf der Eisenbahn zu schnupfen, und zweitens, weil er das Frölein verlästert hat! Ich machte mich an ihn und forderte ihn auf den Stock heraus, aber er ist ein Kapaun und wollte durchbrennen, da habe ich ihm seinen Lohn baar ausgezahlt und, Gott straf mich! er wird lange daran denken.“

„Danke, mein Tapferer,“ sagte Leopold, „und doppelt, denn die Verläumdete ist jetzt meine Frau. Nehmen Sie diese Börse und thun Sie sich zur Freude über mein Glück Etwas zum Besten.“

„Ei, Frölein Rosa-Maria ist jetzt Ihre Frau?“ fragt das Kosakengesicht. „Wohlan, desto besser... bravo, ein hübsches Paar! Indes hat ich nicht aus Eigennutz gehandelt... aber aus Gehorsam nehme ich das Geschenk an; wir wollen mit Bichat und den Freunden ein wenig hochzeitern. Empfehle mich, meine Damen, meine Herren und die Gesellschaft!“

Jetzt rollt die Kalesche weiter nach dem Dorfe Avon hin mit seelenvergnügten Personen; am zufriedensten und stolzesten aber glänzt Hieronymus' Gesicht, obgleich er seinen Namen niemals verändert hat.

Satten seine Brüder auf Zufriedenheit und Frohsinn ein gleiches Recht?



Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Der Forst von Fontaineblau. — Eine Gesellschaft	5
Zweites Kapitel. Ein Unfall. — Eine Begegnung	27
Drittes Kapitel. Der Sohn des Malers	38
Viertes Kapitel. Die Räuber	66
Fünftes Kapitel. Hieronymus Gogo	76
Sechstes Kapitel. Der Vetter Brouillard	90

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Veränderte Lage	5
Zweites Kapitel. Eine Reise auf der Eisenbahn	26
Drittes Kapitel. Rosa-Maria in Paris	60
Viertes Kapitel. Die beiden Adressen	82
Fünftes Kapitel. Die graue Patrouille	103
Sechstes Kapitel. Das Kaffeehaus zu den feuchten Füßen	116

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel. Die Familie Gogo	5
Zweites Kapitel. Eine Tafel zu decken	11
Drittes Kapitel. Die Gesellschaft im Empfangsaal. — Vor dem Essen	44
Viertes Kapitel. Ein Gastmahl. — Herr Franz	65
Fünftes Kapitel. Vater Savenah. — Die Soirée	79
Sechstes Kapitel. Der Löpferladen	102
Siebentes Kapitel. Der Greis und die Jungfrau	118
Achtes Kapitel. Die Jungfrau bei dem Greisen	123
Neuntes Kapitel. Man kennt sich.	140

Inhalt des vierten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Die Freibillete vom Verfasser	5
Zweites Kapitel. Das Portrait	36
Drittes Kapitel. Ein unerwarteter Besuch	75
Viertes Kapitel. Der Vetter und die Base	103
Fünftes Kapitel. Die Vorstellung	114

Inhalt des fünften Theils.

Erstes Kapitel. Rosa-Maria im Hause ihres Oheims	5
Zweites Kapitel. Spaziergang. — Begegnung. — Herzenserguß	26
Drittes Kapitel. Ein Beilchen in einem Parterre	48

Inhalt des sechsten Theils.

Erstes Kapitel. Die Brautwerbung	5
Zweites Kapitel. Der Finger Gottes	37

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel. Die Familie Gogo	5
Zweites Kapitel. Eine Fabel	11
Drittes Kapitel. Die Gesellschaft im Dampfbad. — Vor dem Essen	44
Viertes Kapitel. Die Waisenhilfe. — Der Braut	58
Fünftes Kapitel. Vater Sauerbrot. — Die Cour	79
Sechstes Kapitel. Der Hofmeister	102
Siebentes Kapitel. Der Ozean und die Jungfrau	118
Achtes Kapitel. Die Jungfrau bei dem Ozean	123
Neuntes Kapitel. Was kann ich	130

